Briefe aus Moskau

von Alexandra Stark

Danke …

meinem Mann Stephan, dafür, dass er mich mit nach Russland genommen hat und dafür, dass er mit mir zurückgekommen ist. Und für all das, was wir zusammen erlebt – durchgemacht! – haben.

Aljoscha, Anja, Christian R., Christian S., Cordelia, Dagmar, Darius, Ecki, Friedemann, Gregor, Harri, Igor Andrejewitsch, Ingo, Manfred, Miriam, Peter, Sandra, Stefan S., Stefan V., Tina, Waia, Wiebke – ohne Euch wäre das alles gar nicht gegangen;

meinen russischen Mamas, die sich so liebevoll um mich gekümmert haben: Alla, meine Russischlehrerin, Lucia, unsere Putzfrau, Nadjeschda, meine sibirische Gastmutter;

meinen zurückgelassenen Freunden Christian, Denise, Ernest, Feli, Fränzi, Kathi, Jürg, Pat, Peter, Petra, Pierre, Seraina, Susanne und Ute, denen die Distanz nicht zu gross war.

meinen Eltern für das Vertrauen (ich weiss, ist nicht immer einfach, aber dafür auch nicht langweilig?!?) und Domi und Roman für die vielen Einsätze in Stettfurt.

Diese Briefe sind Lebenszeichen aus Moskau, die ich in den ersten Jahren meiner Moskauer Zeit (insgesamt August 2000 bis Januar 2007) an meine Freunde und Familie geschrieben habe und die als Kolumnen in der «Annabelle» abgedruckt wurden.
Sie erzählen von meinem Versuch, meine neue Heimat zu verstehen. Von Einsichten und Begegnungen mit Menschen, von denen ich viel gelernt habe: dass man gar nicht viel braucht zum Leben. Dass man nicht so viel denken soll. Und dass, egal was passiert, es das Beste ist, erst einmal herzlich darüber zu lachen.

23. November 2000

«Nicht die Mafia macht mir das Leben schwer, sondern kleine Dinge, dafür viele.»

«Mit dem Verstand kann man Russland nicht begreifen, an Russland muss man glauben.» Das schrieb der Dichter Fjodor Tjutschew schon 1866. Und es stimmt auch heute noch! Ich habe in den fünf Monaten, seit ich hier in Moskau bin, viel über meine neue Heimat nachgedacht – begreifen tu ich das Land nicht. Daran glauben kann ich aber auch nicht.

Russland kann schrecklich sein, die Armut, die Besoffenen überall, die Babuschkas, die stundenlang in der Kälte stehen und einen einzigen Kohlkopf feilbieten. Aber Russland ist auch schön. Moskau ist ein Moloch, jedoch ein schillernder, pulsierender Moloch. Um alle Unklarheiten aus dem Weg zu räumen, sei an dieser Stelle festgehalten: Ich kann Klopapier kaufen – so viel ich will und ohne anzustehen. Ich kann auch Nutella kaufen – so viel, wie ich mir leisten kann (ist nicht viel, Nutella ist hier horrend teuer), und ich kann getrost ohne Bodyguard aus dem Haus.

Mir fehlt es an nichts. Meine Vermieter haben eine Menge Dinge hinterlassen, Russen werfen nie etwas weg. So zähle ich zu meinen Schätzen eine gigantische schwarze Wohnwand mit Plastikfurnier – das hab ich mir schon immer gewünscht. Die kleinen dekorativen metallic-schimmernden Porzellanschwäne habe ich in den Badezimmerschrank gesteckt, die Tapetenreste von der vorletzten Renovation liegen unter dem Bett. Die Vorstellungen davon, wie man schön wohnt, sind hier eben ein bisschen anders.

Wie so vieles andere auch. Die Heizkörper in meiner Wohnung strahlen tropische Wärme aus, Ventile gibt es keine. Abhilfe schaffe ich auf die bewährt russische Art: Ich mache einfach das Fenster auf. Das hat den Vorteil, dass es auch draussen wärmer wird … Moskau wäre ohne all die offenen Fenster wahrscheinlich noch einmal zehn Grad kälter!

Das Wasser wird in zentralen Heizkraftwerken aufgeheizt und in der ganzen Stadt verteilt. Die Röhren, die bis zu einem Meter Durchmesser haben, sind aber nicht etwa vergraben, sondern werden da verlegt, wo es gerade passt. Hinter unserem Haus liegen zwei solche Röhren. Darauf liegen nachts die Obdachlosen und die Strassenkatzen, weil es da so schön warm ist. Eben habe ich gelesen, dass es in Russland 160‘000 Kilometer solcher Röhren gibt …

Wenn mir etwas das Leben schwer macht, dann nicht die Mafia, sondern ich mir selber: Es sind kleine Dinge, dafür aber viele. Mir fällt es schwer, nach jahrelangem Training im Joghurt-Deckel-Abschlecken und Heizkörper-Regulieren mich nun daran zu gewöhnen, die Fenster einfach offen zu lassen, und mich damit abzufinden, dass die Leute hier andere Probleme haben und es eigentlich unerheblich ist, was ich grad meine oder denke.

Wenn mich das alles zu sehr nervt oder mir wieder einmal frühmorgens eine Riesenkakerlake aus der Badewanne entgegenschaut, denk ich an das, was meine Russischlehrerin Alla immer sagt, wenn ich ihr wieder einmal das Herz ausschütte: «Herzlich willkommen in Russland!»

20. Dezember 2000

«Bei uns gibt es kein Greenpeace,
bei uns ist es kalt›, sagt Alla.»

Ich hätte es wissen müssen. In einem halben Jahr in Russland habe ich eigentlich gelernt, dass ich mich nie zu früh freuen darf. Aber ich hab es wieder einmal vergessen. Gestern, als ich aus dem Haus kam, stand ein fluchender Autofahrer am Strassenrand. Er stocherte mit einer kleinen grünen Schaufel, mit der seine kleine Tochter im Sommer wahrscheinlich den Datschagarten umgräbt, in einem Schneehaufen herum. In mir kam leise Schadenfreude auf. Schliesslich kann der sich nachher ins Auto setzen und friert dann nicht. Soll er ruhig ein bisschen graben!

Meine Schadenfreude war nur von kurzer Dauer. Seit heute morgen brauche ich für jeden Weg drei Mal so lange. Denn gestern schien den ganzen Tag die Sonne, der Schnee schmolz auf den Dächern, und seither wachsen an den Dachrinnen wunderbare, gigantische Eiszapfen. Schön, aber gefährlich. In der ganzen Stadt sind die Trottoirs abgesperrt: Die Schneemassen drohen von den Dächern herunterzurutschen und die Eiszapfen abzubrechen. Das ist bestimmt kein schöner Tod, von so einem herunterfallenden Ding aufgespiesst zu werden …

Ist das Trottoir gesperrt, bleibt mir nichts anderes übrig, als auf die Strasse zu wechseln. Das ist nicht ganz einfach, erst muss ich über einen dreckig-braunen matschigen Schneewall klettern, wo ich mir regelmässig meinen schwarzen Daunenmantel total versaue. Endlich auf der Strasse, drohen mich nun Autos ins Jenseits zu befördern. Was ein richtiger russischer Autofahrer ist, bremst schon im Sommer nicht wegen Fussgängern. Aus Prinzip. Und im Winter erst recht nicht, weil er dann ja ins Schleudern geraten und sich am Ende noch das Auto ruinieren könnte.

Dennoch gehe ich zu Fuss, es bleibt mir nichts anderes übrig. Ein Auto hab ich keins, und Metrofahren ist reiner Selbstmord. Während die Temperaturen draussen gegen minus 20 Grad sinken, ist es in der Metro nämlich stickig heiss. Spätestens nach drei Minuten bin ich patschnass geschwitzt und glaube, bald ohnmächtig zu werden. Es hilft nicht einmal, den Mantel auszuziehen. Die Metro ist wegen des Chaos auf den Strassen so voll, dass mich die Mäntel der Nachbarinnen und Nachbarn alle mitwärmen. Riesige Füchse, Schafe, Hasen, Nerze drängeln, schieben und quetschen sich in die Wagen.

Pelzgegner hätten hier alle Hände voll zu tun. Ich bin mit meinem Daunenmantel die Ausnahme. Manchmal, wenn es wirklich beissend kalt ist, helfen mir meine Enten und Gänse auch nicht weiter, und ich fange an, die Pelzträgerinnen um ihre warme, weiche und kuschelige Hülle zu beneiden. Bis jetzt sind meine Skrupel noch zu gross, und ich habe der Versuchung widerstanden, mir so ein Teil zuzulegen. Diskussionen mit Russen zu diesem Thema sind übrigens absolut zwecklos. Wie Alla, meine Russischlehrerin, sagt: «Bei uns gibt es kein Greenpeace, bei uns ist es kalt.»

20. Januar 2001

«Draussen ist es kalt, iss!›, sagt meine sibirische Gastmutter. Widerstand ist zwecklos.»

Seit zwei Wochen bin ich in Irkutsk, einer Stadt in Sibirien. Über Weihnachten hatten wir Besuch, Neujahr feierten wir auf dem Roten Platz, und ich war so beschäftigt, dass ich keine einzige Zeitung las. Als wir uns im Sinkflug Richtung Irkutsk befanden, kam die Durchsage «Meine Damen und Herren, in zehn Minuten landen wir in Irkutsk. Die Temperatur beträgt minus 44 Grad». Ich dachte, ich hätte mich verhört. Es war vier Uhr morgens, ich war müde, und der Lautsprecher knatterte. Zahlen waren noch nie wirklich meine Stärke, und ich vertue mich im Russischen immer wieder. Nur, die Zahl 44 auf Russisch kann eigentlich mit keiner anderen verwechselt

werden … Ich fragte meinen Nachbarn. «Ja haben Sie denn nicht mitbekommen, dass es in Sibirien so kalt ist wie seit 50 Jahren nicht mehr?», fragte der erstaunt zurück. Hatte ich nicht …

Es ist kalt. Erst merkt man die Kälte gar nicht. Sie ist so trocken, dass es ein paar Sekunden dauert, bis man etwas spürt. Nach einigen Sekunden friert aber die Nasenschleimhaut ein. Das fühlt sich an, als wenn man sich Sekundenkleber in die Nase geschmiert hätte. Ein ganz komisches Gefühl! Gestern kaufte ich einer Babuschka Handschuhe ab, die sie aus einem alten Pelzmantel genäht hatte. Meine superteuren Skihandschuhe aus der Schweiz konnten bei diesen Temperaturen nicht mehr mithalten. Aber auch mit den Pelzhandschuhen und einem dicken Wollschal aus Ziegenunterwolle, den ich einer Frau aus Dagestan abgekauft habe, halte ich es draussen nicht länger als eine Viertelstunde aus. Die Scheiben der Häuser sind innen zentimeterdick vereist, die Scheiben der Autobusse zugefroren …

Meine sibirische Gastmutter heisst Nadjeschda, eine kleine rundliche herzliche Frau, die sich leider zum Ziel gesetzt hat, mich aufzupäppeln. «Das Kind ist viel zu dünn!», sagt sie mindestens fünf Mal am Tag. Am ersten Morgen gab es deshalb auch gleich einen riesigen Teller Kartoffelstock mit Geschnetzeltem und viel Zwiebeln. Mir wurde allein beim Anblick richtig schlecht. Nur, wie sagt man auf Russisch, dass Tee und Brot reichen?

Mittlerweile kann ich das sagen, aber ich musste trotzdem einsehen, dass ich Nadjeschda nicht davon abbringen kann, jeden Morgen um sieben an den Herd zu stehen und mir ein Frühstück zu kochen. Mit einer Schürze über ihrem Nachthemd und einer Mütze auf dem Kopf steht sie so lange neben mir, bis ich aufgegessen habe. «Draussen ist es kalt, iss!» Widerstand ist zwecklos, ich hab es versucht und habe kapituliert. Genau wie früher die Regierung für das Volk denkt sich heute Nadjeschda für mich aus, was gut ist – ob mir das passt oder nicht, ist ihr herzlich egal. So sitze ich also jeden Morgen vor meinem Teller und muss mich unglaublich überwinden. Erstens kann ich in der Früh nicht so viel essen, zweitens wird mir beim Anblick von Fleisch um halb acht Uhr morgens übel, und ausserdem heisst es doch: Wer zahlt, befiehlt! Nicht?

Heute im Russischunterricht haben wir eine Statistik angeschaut. 57 Prozent der Russen gaben an, dass sie sofort auswandern würden, wenn sie nur könnten. Für Irina, meine Lehrerin, ist das absolut unverständlich. Irkutsk, das 5000 Kilometer östlich von Moskau liegt, ist ihr Nabel der Welt. «Sogar Wolodija, unser Schulleiter, träumt davon, nach Neuseeland auszuwandern», sagte sie schaudernd. «Stell dir vor! Nach Neuseeland! Das liegt doch wirklich am Arsch der Welt!»

Wenn es in Sibirien richtig kalt ist, sind auch die Fenster mit dicken Eisschichten zugefroren, und zwar von innen! Egal, wo: Zu Hause, aber auch im Bus oder Taxi – man kann gar nichts sehen. Zu Fuss gehen ist bei der Kälte allerdings auch keine Alternative. Wie es in Irkutsk wirklich aussah, fand ich deshalb erst heraus, als es nach ein paar Tagen endlich wieder «wärmer» wurde und das Thermometer nur noch minus 30 Grad zählte. Irkutsk ist schön!

Irkutsk (Russland), 9. Januar 2007

Die meisten Russen misstrauen den Banken zutiefst. Kein Wunder: Drei Mal schon haben sie in Bankenkrisen ihr Erspartes verloren. Deshalb bringen sie das Geld nicht mehr auf die Bank, sondern bewahren es in der «Banka», einer Vorratsdose, auf. Während meines zweimonatigen Aufenthaltes in Irkutsk versteckte auch ich mein Geld nach russischer Art. Sieht aus wie eine lieblose Wanddekoration? Das täuscht! Diese kleine Vase war mein Safe!

Irkutsk (Russland), 23. Januar 2001

20. Febma 2001

«Aljona hat Verehrer, will ausgehen und sich amüsieren. Darum hat ihre Mutter Olga jetzt zu drakonischen Massnahmen gegriffen.»

Gestern hat mir Nadjeschda, meine sibirische Gastmutter, ihr Herz ausgeschüttet. Als sie 21 Jahre alt war, wurde ihre Mutter bettlägerig. Nadjeschda pflegte sie neben ihrem Vollzeitjob als Buchhalterin. Vor drei Jahren starb die Mutter. Nadjeschda ist heute 57 Jahre alt, geheiratet hat sie nie. «Welcher Mann will schon eine Frau, welche die ganze Zeit die Mutter pflegen muss?», sagt sie traurig. Dann wurde auch noch ihr Vater krank. Und ihr Bruder.

An Silvester hatte ihr Schwager einen Schlaganfall und liegt mittlerweile in einer Rehabilitationsklinik am Rand von Irkutsk. Nadjeschda fährt jeden Tag hin. «Der Schwager hat zwar eine Frau, meine älteste Schwester», sagt sie. «Die dumme Kuh hat aber ihr ganzes Leben nur Brot gegessen und ist so fett, dass sie es nicht mehr bis in die Klinik schafft.»

«Es ist schrecklich, so alleine ohne Mann. Einer Frau, die keinen Mann hat, fehlt etwas», ist Nadjeschda felsenfest überzeugt. Doch dann fängt sie an zu lachen. «Aber weisst du, noch schrecklicher, als keinen Mann zu haben, ist es, einen zu haben!»

Aljona, ihre Nichte, verdreht die Augen. Aljona ist 23 und hat eben ihr Wirtschaftsstudium abgeschlossen. Arbeit hat sie keine gefunden, so lernt sie noch Englisch. Nadjeschda und Olga, die Mutter von Aljona, arbeiten bis zum Umfallen, damit Aljona weiter zur Schule kann. Schliesslich soll sie es einmal besser haben. «Besser als ich und besser als ihre Mutter, die sich von ihrem Mann hat scheiden lassen, als Aljona sechs Monate alt war, weil er ständig betrunken war!»

Natürlich hat Aljona Verehrer. Das bringt die beiden besorgten Frauen in arge Bedrängnis, denn Aljona hat eigene Pläne. Sie möchte ausgehen, sich vergnügen und einen Mann aus dem Süden heiraten. Deshalb hat Olga, die Mutter, zu drakonischen Massnahmen gegriffen. Die Wohnungstür wird abgeschlossen und Aljona zumEnglischkurs gebracht und wieder abgeholt. Klingelt das Telefon, geht Olga ran. Meldet sich ein Mann, den Olga nicht kennt, wird er erst einer strengen Prüfung unterzogen: «Wer sind Sie? Was wollen Sie? Was arbeiten Sie? Wo wohnen Sie?»

Das führt jedes Mal zu einem Mordskrach. Aljona flippt aus, die Mutter weint, weil sie es doch nur gut meint. Aljona bekommt, wenn sie ihren ersten Ärger verdaut hat, ein schlechtes Gewissen, weil sie ja sieht, wie ihre Mutter auch noch am Wochenende in der Fabrik Schicht arbeitet, um das Geld für ihren Englischkurs zusammenzubekommen.

Ich sitze in meinem Zimmer und wundere mich. So, wie ich mich hier in Russland immer wieder wundere. Vor meiner Abreise nach Irkutsk hatten mich Freundinnen in Moskau gefragt, ob das denn nicht gefährlich sei, meinen Freund sechs Wochen alleine in Moskau zu lassen. «Hier gibt es so viele hübsche Mädchen …»

An die wahnsinnig gut aussehenden Russen in Irkutsk, die ich kennen lernen könnte, denkt natürlich keine.

20. März 2001

«Der Kontrolleur schaute mich nur verständnislos an und dachte sich bestimmt: Die blöde Ausländerin.»

Heute Morgen bin ich beim Schwarzfahren im Bus erwischt worden. Das heisst, eigentlich bin ich gar nicht schwarzgefahren. Ich hatte ein Billett, genauer gesagt, eine ganze Manteltasche voll. Jedes Mal wenn ich in den Bus steige, stanze ich ein kleines Stück Papier, das ich vorher am Kiosk für drei Rubel, umgerechnet achtzehn Rappen, gekauft habe im Apparat, und stecke es in die Tasche. So haben sich hier

im Verlauf der Zeit ganz viele Tickets mit den verschiedensten lustigen gestanzten Mustern angesammelt.

Natürlich wusste ich nicht, welches Ticket das richtige ist, als der grimmige Kontrolleur mir seinen Ausweis unter die Nase hielt. Ich versuchte es deshalb mit einer gezielten Charme-Offensive: «Sie dürfen wählen!» und streckte ihm eine handvoll zerknüllter Papierchen entgegen. Der Kontrolleur zeigte nur wortlos auf den an die Wand gepinselten Schriftzug. «Schtraf», wie Strafe auf Russisch heisst, stand dort. Und «zehn Rubel», etwa sechzig Rappen. Anders als in Zürich, wo die Kontrolleure «So, so! S Frölein hät keis Bileet!» sagen, versuchte er nicht einmal, mir ein schlechtes Gewissen zu machen.

Auch den andern vielen Schwarzfahrern nicht, die, ohne die Miene zu verziehen, im Bus sassen und gelangweilt ihre Zehn-Rubel-Note bereithielten, als ob sie statt der Strafe nur ein Billett lösen würden. Das brachte mich auf eine Idee: drei Rubel kostet ein Ticket, ich fahre jeden Tag mindestens vier Mal Bus. Alle Schaltjahre einmal werde ich kontrolliert und muss zehn Rubel bezahlen. Man rechne: Schwarzfahren lohnt sich!

Eigentlich bin ich doch doof, mir den Stress zu machen, so oft vergeblich die Kioske nach Tickets abzuklappern, wenn ich billiger schwarzfahre. Ausserdem bekomme ich für die drei Rubel ja auch eine Gegenleistung und kann Bus fahren. Und wie soll dieses Land denn bitte aus dem Schlamassel rauskommen, wenn alle erst an sich selbst denken?

«Zehn Rubel ist doch viel zu wenig!», hatte ich dem Kontrolleur deshalb gesagt. «Sie müssen mehr verlangen, sonst fahren die Leute immer schwarz!» Er schaute mich nur verständnislos an und dachte sich sicher: Die blöde Ausländerin. So wie die resolute Museumswärterin im Kunstmuseum letzthin auch. In allen staatlichen Museen müssen Ausländer höhere Eintrittspreise bezahlen. Als in Russland wohnhafte Ausländerin habe ich im Prinzip Anrecht darauf, den normalen Preis für Russen zu bezahlen. Im Prinzip, denn die älteren Aufpasserinnen in den Museen kümmert das wenig. Ausländer ist Ausländer – basta. Die Kassiererin weigerte sich standhaft, mir ein billiges Ticket zu verkaufen. Ich packte mein Jahresvisum aus, kramte meine Akkreditierung als Journalistin hervor, nichts half. Zum Schluss tischte ich ihr mein aus meiner eingeschränkten Schweizer Sicht stärkstes Argument auf und bewies damit, dass ich von Russland noch immer nichts verstanden habe: «Sie werden doch vom Staat finanziert. Ich habe ein Anrecht auf den tieferen Preis, schliesslich zahle ich hier Steuern. Und nicht wenig!», erklärte ich triumphierend. Die Frau sah mich nur voller Mitleid an und sagte: «Selber schuld!»

20. April 2001

«Einer musste als Saitschik, als Häschen, mitfahren. So werden die Schwarzfahrer genannt, welche die Schaffnerin bestechen, damit sie überhaupt in den Zug kommen.»

Ein kleiner Ausflug ins Grüne nach Jaroslawl, einer Stadt an der Wolga, mit dem Zug ist ein Vergnügen, das nicht erst beim Biertrinken an der Wolga beginnt … Die Zugtickets müssen im Voraus gekauft werden. Billette gibt es nur nach Vorweisen des Passes. Nicht etwa, weil der FSB, die Nachfolgeorganisation des KGB, genau wissen will, wo ich hinfahre, sondern – viel banaler – gegen Spekulanten. Die kaufen sonst die Tickets auf und verhökern sie dann gegen einen Aufpreis.

Am Samstag zogen zwei Freunde mit meinem Pass los, um die Billette zu besorgen. Für die Hinfahrt am Sonntagmorgen war das kein Problem, aber alle Plätze am Sonntagnachmittag zurück waren ausgebucht. Stehplätze gibt es keine. «Kommen Sie morgen wieder, es gibt immer wieder Tickets», tröstete die Frau meine Freunde.

Um acht Uhr früh am Sonntagmorgen standen wir wieder am Schalter am Bahnhof. «Pässe!», schnauzte die Dame hinter dem vergitterten Schalter. Artig streckten wir ihr unsere Dokumente entgegen und warteten. Hinter uns wurden die Leute nervös. Schliesslich blockierten wir den Expressschalter. Nach einer Viertelstunde, in der sie ihren lahmen Computer mit all unseren Daten gefüttert hatte, schob die Frau die Pässe zurück. Es gab nur noch Plätze für die Hinfahrt.

Wäre ich in dem Moment allein gewesen, hätte ich einen Anfall bekommen. Meine Freunde aber sind bestens mit dem System vertraut. So lachten wir uns schlapp und beschlossen, trotzdem nach Jaroslawl zu fahren. Irgendwie würden wir schon wieder zurückkommen. Sicherheitshalber fragten wir auf der Hinfahrt unsere Zugbegleiterin. Wir sollten kurz vor Abfahrt des Zuges zurück nach Moskau zum ersten Wagen kommen, sagte sie. Da liesse sich dann noch «etwas organisieren».

Kurz vor der Rückfahrt gingen wir in Jaroslawl an den Schalter. «Haben Sie noch Tickets nach Moskau?» «Nein», sagte die Frau. Nach einem fünfminütigen Hin und Her gab sie sich plötzlich einen Ruck. Sie rief eine Natascha an, mit der sie lange sprach. «Gehen Sie zum Service-Punkt im nächsten Gebäude, dort bekommen sie vier Tickets», meinte sie.

Als wir dort ankamen, gab es nur noch drei Tickets. Einer musste als Saitschik, als Häschen, mitfahren. So werden die Schwarzfahrer genannt, welche die Schaffnerin bestechen, damit sie überhaupt in den Zug kommen. Die Schaffnerin, dieselbe wie am Morgen, war nervös. Kein Wunder, schliesslich verdiente sie sich grad ein schönes Stück Lohn dazu, pro Saitschik 300 Rubel, rund 20 Franken, das Doppelte des Fahrpreises, und sie ging damit auch ein grosses Risiko ein, denn hin und wieder steigen Kontrolleure zu, die mächtig Ärger machen.

Wir machten einen Abstecher in die Zugbar. Nach einer Stunde auf den unbequemen Barhockern tat uns der Hintern weh, wir gingen zurück zu unseren Plätzen. Aber sie waren besetzt, es sassen scheinheilig dreinschauende Menschen drauf: Noch mehr Saitschiks! Die Schaffnerin hatte unsere Plätze weiterverkauft. Ich wollte protestieren, aber die Schaffnerin schaute mich scharf an. «Ich habe euch geholfen, jetzt helft ihr mir», bedeutete ihr Blick. Wir trotteten brav zurück zur Bar. So unbequem, beschlossen wir, sind die Hocker gar nicht …

Vier Stunden waren wir mit dem Zug von Moskau nach Norden gefahren. Jaroslawl, so hatte man uns gesagt, sei ein wunderschönes russisches Städtchen. Als wir dort ankamen, regnete es, alles war grau. Die Stadt sah eher hässlich aus. Der Wolga aber stehen diese Regentöne aber gut!

Jaroslawl (Russland), 2. April 2001

Schätzungsweise 17 Millionen Einwohner zählt die russische Hauptstadt Moskau. Sie wohnen zum grossen Teil in solchen Wohnsilos am Stadtrand und fahren zum Arbeiten mit der Metro in die Stadt. Die Häuser sind standardisiert, einige Quartiere zählen bis zu 80'000 gleiche Wohnungen.

Moskau (Russland), 15. Mai 2001

20. März 2001

«Hätte ich einen kleinen, dezenten Damenrevolver … Gestern wär es so weit gewesen. Ich hätte ihn gezückt und ohne mit der Wimper zu zucken – paffffff! – einen Taxifahrer erlegt.»

Ich bin ja eigentlich friedliebend. Doch Taxifahrer bringen mich immer wieder an den Rand. Ich war gestern auf dem Weg zum Flughafen. Früh dran, guter Laune. Mit der Metro fuhr ich zur Endstation, stellte mich da in die Schlange, um auf die im Prinzip zahlreichen Minibusse zum Flughafen zu warten. Natürlich kam keiner. Eine Viertelstunde nicht, auch nach einer halben Stunde war noch keiner da.

Die ganze Zeit schlich ein Typ rum: «Taxi, Taxi.» So wie die meisten Taxifahrer in Moskau hatte auch er keine Lizenz. Viele fahren schwarz und sichern sich so ihr Überleben. Er schien hochzufrieden, dass kein Minibus kam. Denn er wusste ganz genau, dass früher oder später einer in der Schlange die Nerven verlieren würde. Er hatte Recht. Nach 45 Minuten war es bei mir so weit. «300 Rubel», sagte er, «wenn Sie alleine fahren. Und sonst einfach geteilt durch die Anzahl der Passagiere.» Ich hatte den Nervenkrieg verloren und schlug ein. 20 Franken, das ist ein stolzer Preis, aber ein neues Flugticket ist noch viel teurer.

Gerade als ich die Tür vom klapprigen weissen Wolga zuschlagen wollte, kamen noch zwei Leute angerannt, die mitwollten. Wir fuhren los. Der Taxifahrer wollte das Geld sofort. Die beiden Mitfahrer streckten ihm 100 Rubel zu. Ich auch. «300!», sagte der Taxifahrer und blickte mich über den Rückspiegel triumphierend an. «300 für alle, hatten Sie mir gesagt. Die andern haben schon je 100 gezahlt. Also zahl ich auch 100!», gab ich zur Antwort. «Im Prinzip schon», sagte der Typ mit einem breiten Grinsen. «Aber wir haben die 300 abgemacht, bevor die andern beiden zugestiegen sind.»

Ich muss meine Russischlehrerin endlich dazu bringen, mir unanständige Wörter beizubringen. Die Russen haben für diese Situation ein Vocabulaire, mit dem man eine ganze Bibliothek füllen könnte. Aber Alla, meine Russischlehrerin, weigert sich beharrlich, mir diese Wörter beizubringen. «Das ist nichts für Frauen», sagt sie. Sie hat gut reden! Russische Frauen werden auch nicht so beschissen! So schimpfte ich auf Schweizerdeutsch. Das zeigte Wirkung. Aber nicht so, wie ich gedacht hatte. Mittlerweile waren wir in Chimki, einem dieser wunderschönen Vororte Moskaus, wo die Häuser so lang und so hoch sind, dass man den Himmel nicht mehr sehen kann. Der Fahrer hielt vor einem dieser Klötze und sagte: «Bitte schön, Du kannst jederzeit aussteigen!»

Mir kam nicht einmal mehr ein schweizerdeutsches Wort in den Sinn. Dafür sah ich ganz deutlich einen Damenrevolver vor mir. Und später, als ich am Flughafen die Tür des Taxis so fest wie möglich zuschlug, dachte ich mir, dass es in Russland im Gegensatz zu den USA deshalb so wenig wild um sich schiessende Leute gibt, weil ihr Wortschatz so reich ist. Denn Grund zum Ausrasten gibt es in Russland alleweil.

20. Juni 2001

«Ich schreie ‹Allloooaaahhhhh!› in den Hörer. Damit signalisiere ich: Sie sind eh falsch verbunden, aber schiessen Sie trotzdem mal los.»

Was wäre Russland ohne Telefon! Die Leute hängen hier ständig an der Strippe. Will ich in einer Bank Geld wechseln: Die Frau hinter dem Schalter muss erst noch ihr Telefongespräch zu Ende führen. Wünsche ich in einem Reisebüro eine kurze Auskunft: Die Frau hinter dem Tresen lästert am Telefon mit ihrer Freundin über ihren Mann. Ich muss warten. Sogar in den Ämtern: Die Damen und Herren telefonieren. Schliesslich sind Lokalgespräche gratis.

Kaum zu Hause, geht der Telefonterror auf andere Weise weiter. Meistens wollen die vielen Anrufer, die jeden Tag bei mir landen, gar nicht mit mir reden. Sie sind ganz einfach falsch verbunden. Gestern, als ich nach Hause kam, stand auf der Strasse ein Telefonschaltkasten offen, eine Million Kabel hing raus. Zwei Typen mit einem Bier in der Hand machten sich daran zu schaffen. Seither wundere ich mich nicht mehr über die vielen Fehlschaltungen.

Klingelt das Telefon, schreie ich in der hier typischen Manier «Allllooooaaaahhhhhh!» ins Telefon. Damit signalisiere ich: Sie sind eh falsch verbunden. Aber schiessen Sie trotzdem einmal los.

«Guten Tag» sagt hier kaum jemand. Und wenn, das weiss ich mittlerweile, wollen sie mir einen Kühlschrank der Superklasse andrehen. Gestern rief wieder einer an: «Kann ich mit Igor Nikolajewitsch sprechen?» Das ist das Äusserste an Höflichkeit. Ein Igor Nikolajewitsch wohnt aber nicht bei mir. «Sie haben sich verwählt», sagte ich und wollte sofort wieder auflegen. Aber er war schneller, fuhr mich, ohne sich bei mir vorzustellen, erst einmal an: «Wer sind Sie überhaupt?»

Letzthin war meine Leitung tot. Das war auch schrecklich. Per Handy meldete ich mich bei der Telefongesellschaft, eine halbe Stunde später klingelten zwei Typen mit Aktenkoffer, einem orangefarbenen Telefonhörer mit eingebauter Wählscheibe und einem Feuerzeug in der Hand.

In 20-Zentimeter-Abständen rissen sie das Telefonkabel aus der Wand und schmolzen den Plastik weg, fanden die kaputte Stelle und reparierten sie. Kaum fertig, telefonierte der eine erstmal mit seiner Frau. Ich habe mich auch schon daran gewöhnt, dass russische Freunde, wenn sie zu mir kommen, mich so begrüssen: «Hallo, schön Dich zu sehen! Darf ich mal telefonieren?»

Zum Telefonieren haben die Russen ein ganz entspanntes Verhältnis. Und auch zu den Rechnungen, weil die meisten eh nur in der Stadt telefonieren und deshalb gar keine bekommen. Einmal im Monat stelle ich mich also mit einem Stapel Zettel in die Schlange bei der Bank, denn ich telefoniere ins Ausland, und das ist leider nicht gratis. Die Rechnungen sind klitzeklein, 12 mal 12 Zentimeter. Je mehr man telefoniert, desto mehr solche Zettel hat man. Die Frau hinter dem Schalter rechnete laut die Beträge der einzelnen Zettel zusammen. Die Leute hinter mir in der Schlange hielten die Luft an und schauten mir über die Schulter. Und noch bevor die Kassiererin den Totalbetrag in die Schalterhalle posaunte, sagte einer hinter mir: «Sie telefonieren aber viel!»

Ich telefoniere viel, aber zu Hause. Da, wo es niemanden stört. Russen hingegen telefonieren überall. Sogar im Kino. Die Handys bimmeln am laufenden Band. Und die Leute gehen auch ran: «Alljo? Wie gehts? Ich bin grad im Kino! Super, der Film …»

20. August 2001

«Normalerweise macht Swetlana keine Probleme. Sie ist zufrieden, wenn sie zu einer Tasse Kaffee die Dollars vorgezählt bekommt.»

Morgen kommt meine Vermieterin Swetlana wieder. Wie jeden Monat am 20. holt sie ihre Miete ab. Ein Vergnügen, das sich russische Vermieter nur ungern entgehen lassen. Erstens ist es ein gutes Gefühl, mit einem Bündel frisch gebügelter Dollarscheine abzuziehen. Und zweitens muss sie ja auch ganz genau schauen, ob alles in Ordnung ist.

Schliesslich wohne ich in Swetlanas Wohnung. Und es sind ihre Stühle, auf denen ich sitze, und es ist ihr Bett, in dem ich schlafe. Sie sieht sich immer ganz ungeniert um. Meistens ist sie zufrieden, wenn sie zu einer Tasse Kaffee die grünen Scheine vorgezählt bekommt. Nur letztes Mal wollte sie noch ein paar Dinge mitnehmen, die sie in der Wohnung zurückgelassen hatte. Sie erwartete nämlich Besuch. «Wo ist das blaue Geschirr?», fragte sie. «Welches blaue Geschirr?», fragte ich zurück, an ein blaues Geschirr konnte ich mich nicht erinnern. «Die weissen Teller mit dem blauen Muster drauf», sagte sie. «Ich hatte sie dagelassen, damit du sie benutzen kannst, wenn es einmal etwas zu feiern gibt.» Kann gut sein, dass in meiner Wohnung blaue Teller stehen, denn meine Wohnung ist voller Dinge, die mir Swetlana, als sie auf ihre Datscha zog, hinterlassen hat. «Die blauen Teller lagen im Schrank im kleinen Zimmer. Darauf war noch eine Plastiktüte mit Besteck», sagte Swetlana bestimmt.

Nur, der Schrank ist längst nicht mehr im kleinen Zimmer, sondern im Schlafzimmer. Und was auch immer dort drin gelegen hatte, es ist sicher nicht mehr dort, weil der Schrank jetzt voller Kleider ist. Swetlana stürmte in die Küche und riss alle Schränke auf, auf der Suche nach den blauen Tellern. «Hast du sie kaputt gemacht?», fragte sie mich. «Ich habe diese Teller nie gesehen», sagte ich. «Doch, hast du. Die waren da, als du eingezogen bist! Ganz sicher!»

Irgendwann meinte Swetlana dann, ich könne ja später noch suchen. Ihr Besuch käme noch nicht gleich, und sie ging. Endlich. Kaum war sie aus der Tür raus, kam mir in den Sinn, wo die Teller noch sein könnten: Im Wohnzimmer, in der Kommode, deren Tür klemmt. Ich fing an, die Gegenstände durch einen kleinen Spalt herauszuziehen. Eine alte Balalaika mit nur noch zwei Saiten kam zum Vorschein. Eine alte verbeulte Pultlampe, drei abgewetzte rote Plastikschüsseln, ein zerbrochener Kleiderbügel und staubige Sofaüberzüge. Und zuunterst lagen die Teller und daneben das Besteck.

Swetlana war schon fast bei der Ringstrasse, als ich sie einholte. Von weitem schrie ich «Swetlaaaaanaaaaa! Die Teeeeeellleeeeeer!». Die Passanten schauten mich etwas irritiert an. Swetlana lächelte freundlich. «Hab ich doch Recht gehabt!», sagte sie triumphierend.

Wenigstens macht Swetlana keine weiteren Probleme. Nicht wie die Vermieterin eines Freundes, der, als er einmal einen Tag zu früh aus den Ferien kam, seine Vermieterin mit ihrem Liebhaber auf dem Sofa überraschte. Entschuldigt hat sie sich nicht. Nur gemurmelt: «Hättest auch sagen können, dass du früher aus den Ferien kommst!»

20. Septembes 2001

«Im russischen Fernsehen schaue ich am liebsten ‹Derrik›. Der denkt so langsam und spricht nur wenig.»

Ich traue mich eigentlich gar nicht zu sagen, dass ich gerne ‹Derrick› schaue, oder ‹Kommissar Rex›. Seit die aber russisch reden, habe ich die perfekte Ausrede: «Fernsehen ist gut für dein Russisch», findet Alla, meine Lehrerin. Und deshalb schaue ich jetzt ‹Kommissar Rex› und ‹Derrick› auf Russisch.

Ich könnte natürlich auch Nachrichten schauen. Nur, die Sprecherinnen und Sprecher reden so schnell, als stünde jemand mit geladener Kalaschnikow im Anschlag neben ihnen.

Da schau ich doch lieber ‹Derrick›. Der denkt so langsam und spricht nur wenig. Die Geschichten verstehe ich trotzdem meistens nicht ganz. Gerade bei ‹Derrick› macht das aber überhaupt nichts: Da sehen die Bösen böse aus, und ich reime mir alles selber zusammen. Hin und wieder hört man auch einen Brocken Deutsch raus, denn die Filme werden nicht synchronisiert, sondern es wird einfach russisch darübergeredet. Ziemlich gewöhnungsbedürftig, aber wenigstens gibt es mittlerweile pro Schauspieler auch eine Stimme.

Bei den älteren Filmen oder bei Billigproduktionen ist das nicht so. Da gibt es einen Erzähler, der in monotoner Stimme nacherzählt, was grad über den Bildschirm flattert. So im Stil von: «Sagt er: Ich bring dich um. Sagt sie: Mach mal, du traust dich ja doch nicht. Er schiesst. Sie fällt um. Sagt er: Siehst du!» Wahnsinn. Und sie lesen sogar den Abspann des Filmes vor.

In Russland werden am Fernsehen aber auch Bilder gezeigt, die bei uns so nie über den Äther gehen würden. Manchmal, wenn in den Nachrichten besonders schreckliche Bilder auf dem Programm stehen sagt die Nachrichtensprecherin: «Falls Kinder im Raum sind, sollten Sie sie jetzt rausschicken.» Was dann kommt, ist meist auch für Erwachsene schwere Kost. Explodiert irgendwo eine Bombe auf einem Markt, sieht man blutüberströmte Leichen, denen ein Arm fehlt. Es gibt zu diesem Thema sogar eine eigene Sendung, «Katastrophen der Woche», immer am Sonntagnachmittag zur Kinder-Prime-Time, eine halbe Stunde lang. Da wählt die Redaktion mit viel Feingefühl die schönsten Autounfälle und Flugzeugabstürze der vergangenen sieben Tage aus, die dann in epischer Länge gezeigt werden, mit allen Details. Hier ein Finger, da ein Kopf und, was besonders schrecklich ist, Körperteile, die man nicht mehr als solche identifizieren kann. Und daneben stehen total gelangweilte Polizisten rauchen Zigaretten.

Viele Russen haben meist die einzigen Brocken Deutsch, die sie können, beim Fernsehen gelernt. Die alten russischen Kriegsfilme werden noch immer häufig am Fernsehen gezeigt, und kürzlich kam ich auf dem Flug Zürich-Moskau mit Aeroflot in den Genuss eines solchen Schwarzweiss-Schinkens. Da jagen die braven sowjetischen Soldaten die fiesen Nationalsozialisten. Und deshalb beherrschte auch der Taxifahrer, der mich letzthin mitnahm, die zwei Sätze Deutsch, die hier alle können und die man immer wieder vorgesetzt bekommt, wenn man sagt, man spreche Deutsch: «Hände hoch!» und «Hitler kaputt.»

20. Oktober 2001

«Mädchen! Hören Sie auf zu pfeifen, das bringt Unglück!›, sagt der alte Mann im Park. ‹Sie verlieren alles Geld!›»

«Schauen Sie nicht so besorgt!», tröstete die nette Dame und lächelte freundlich. «Es ist nichts passiert! Ich habe blaue Augen!» Was meinte diese Frau? Ich hatte gar nicht besorgt geschaut, höchstens ein bisschen irritiert. Denn die Fotos, die ich in Sibirien geknipst hatte und die ich ihr an der Vernissage zeigte, riefen in ihr offenbar Erinnerungen wach, und sie redete wie ein Wasserfall auf Russisch auf mich ein. Ich verstand kaum etwas, nickte aber höflich, sagte ab und zu Ah, Ach so und Ja, damit es nicht sofort auffiel, dass ich eigentlich

gar nichts kapierte. Ihr Hinweis auf die blauen Augen allerdings brachte mich total aus dem Konzept. Die Frau bemerkte meine Verwunderung und erklärte mir: «Sie haben mir in die Augen geschaut, als ich Ihnen sagte, wie sehr ich Sie um diese Reise beneide! Weil ich aber blaue Augen habe, ist nichts passiert. Wären meine Augen dunkel, hätte ich Ihnen Unglück gebracht.»

Gut, weiss ich nicht über alles, was mich sonst noch sofort ins Unglück stürzen könnte, Bescheid, sondern erfahre es nur nach und nach. Denn das Unglück lauert in Russland immer und überall, viele Russen sind extrem abergläubig. Eine falsche Bewegung und – schnapp – ist die Falle zu. Sei es, weil man zum falschen Zeitpunkt den Abfall rausträgt oder jemandem über der Türschwelle die Hand gibt.

Die meisten Russen sind darauf bedacht, das Schicksal nicht allzu sehr herauszufordern. Aber es gibt auch andere. Solche zum Beispiel, die zwei Stunden lang in drei Grad kaltem Wasser schwimmen. Ein sehr charmanter Verfechter dieser Form der Körperertüchtigung sass vor Kurzem bei mir in der warmen Küche und versuchte mir weiszumachen, dass das wissenschaftlich erwiesen gesund sei. Mag ja sein, es sieht jedenfalls total bescheuert aus, weil die Schwimmer im eisig kalten Wasser Mützen aufhaben. Als er sich verabschiedete, küsste er mir die Hand. Ich machte die Tür hinter ihm zu. Kurz darauf klingelte es. Er hatte seine Zeitungen vergessen. Er kam noch einmal rein, nahm den Stapel Papier und schaute einen Moment lang in den Spiegel. «Noch einmal zurückkommen bringt Unglück. Ausser man schaut kurz in den Spiegel.»

Zwei Stunden im Eiswasser schwimmen geht, aber noch einmal zurückkommen bringt Unglück … Ich wunderte mich wieder einmal über dieses verrückte Land und kam ins Grübeln: Was ist eigentlich mit den Ausländern? Ich weiss nicht mal, dass ich dauernd kurz davor bin, mich unglücklich zu machen und – noch schlimmer – dabei andere mit ins Verderben zu stürzen. Wie kürzlich, als ich im Park sass und vor mich hin pfiff. Einem alten Mann missfiel dies. «Mädchen! Hören Sie auf zu pfeifen, das bringt Unglück!», sagte er. Was denn genau passiere, wollte ich wissen. «Sie verlieren alles Geld!», sagte er fast flehend. Ich fand das ein bisschen albern. Aber die Russen machen ja nie halbe Sachen. Wenn Scheisse kommt, dann immer in geballter Ladung. «Alles Geld?», fragte ich und sagte gutgelaunt: «Ach, wissen Sie, das ist mir im Moment eigentlich egal.» Da wurde der alte Mann richtig zornig. «Ja Ihnen vielleicht schon. Aber wenn Sie pfeifen und ich laufe Ihnen über den Weg, bringt das auch mir Unglück.»

Zu Gast bei Gasförderern in Westsibirien. Hunderte Kilometer sind wir durch die düstere Tundra gefahren, ohne einer Menschenseele zu begegnen. Mein Zimmer, in dem ein ukrainischer Arbeiter wohnt, der gerade auf Heimaturlaub ist, ist genau wie die Umgebung draussen: karg. Nur die bunten Tischuntersetzer aus Plastik, die chinesische Händler auf dem Markt verkaufen, sorgen für Farbtupfer (und beim Betrachtenden für Verwirrung)..

Tarko-Sale (Russland), 11. Oktober 2001

Auf der Fahrt von den Gasförderern zum Flughafen von Novij Urengoj. Sieht nicht nur aus wie frühmorgens, sondern fühlt sich auch so an. Dabei ist es kurz vor Mittag. In den Wintermonaten wird es hier, 150 Kilometer südlich des Polarkreises, monatelang nicht richtig hell. Das sind die Momente, in denen ich verstehe, warum die Russen so viel Wodka trinken ...

Novij Urengoi (Russland), 12. Oktober 2001

20. November 2001

«Ich kann stundenlang alle Pulloverhaufen in Unordnung bringen, während die Verkäuferinnen vor Langeweile fast von den Stühlen fallen.»

Die Kundin ist die natürliche Feindin der Verkäuferin und wird deshalb am besten mit Nichtbeachtung gestraft. Begrüssungen sind selten. Mehr als ein «Schto wam?», übersetzt etwa mit «Was bekommen Sie?», gibt es selten. Am Anfang hat mich das schrecklich genervt. Mittlerweile find ich es ganz praktisch: Ich kann stundenlang, ohne einmal gestört zu werden, alle Pulloverhaufen in Unordnung bringen, während die Verkäuferinnen vor lauter Langeweile fast von den Stühlen fallen und das nur verhindern, indem sie ihr Kinn auf der Glasplatte des Tresens ab-

stützen. Kein «Kann ich Ihnen behilflich sein?» oder gar ein «Darf ich Ihnen etwas zeigen?», mit denen mich das Personal in Zürich mittlerweile in den Wahnsinn und vor allem schnell aus den Läden treibt.

Im Sowjetstil-Quartierladen bei mir um die Ecke, wo ich fast täglich einkaufe, arbeitet eine Frau in der Kaffee- und Tee-Abteilung, die hat mir von Anfang an immer nett zugelächelt. Erst kürzlich erzählte sie mir, warum sie sich immer freue, wenn ich wieder komme: «Was hatten wir für einen Spass mit Ihnen, als Sie noch nicht so gut Russisch konnten!», sagte sie. Das verstand ich nicht, aber mir schwante Böses. Sie fuhr weiter: «Ich fragte Sie jeweils, ob Sie eine Tasche benötigen, sie streckten mir dann ihre Einkaufstasche entgegen und sagten: ‹Njet, ja paket.›» Mittlerweile weiss auch ich, was das heisst: Nicht, wie ich sagen wollte, «Nein, ich habe eine Tasche dabei», sondern grammatikalisch einwandfrei richtig: «Nein, ich bin eine Tasche.»

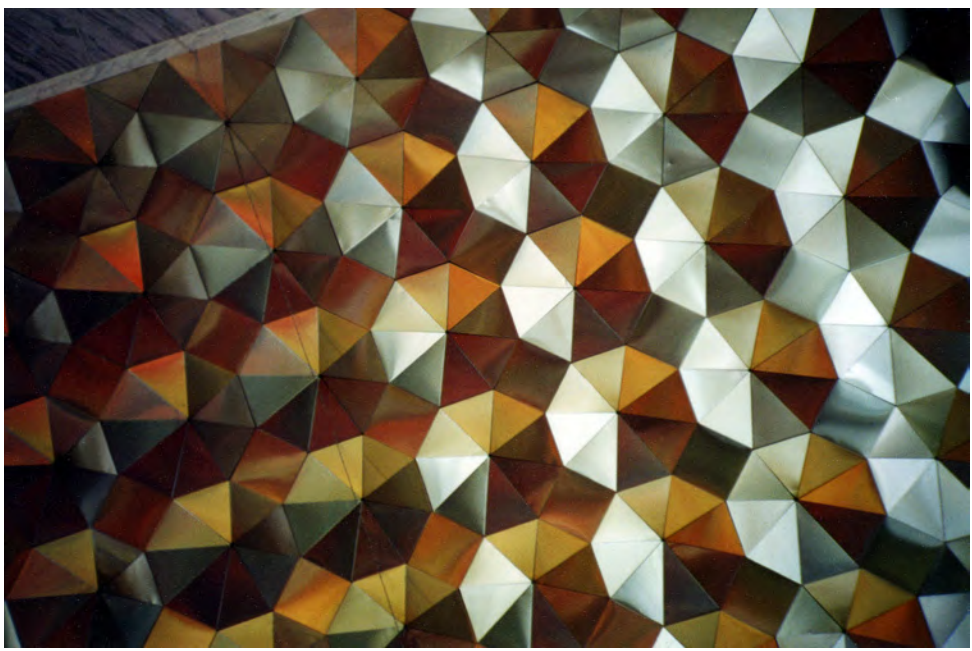
Die ganzen Verkäuferinnen rund herum hatten mitgehört und lachten sich natürlich schlapp. Seither habe ich in diesem Laden viele Freundinnen. Die Frau aus der Gemüse-Ecke begrüsst mich seither mit «Meine Sonne», und will ich zum Beispiel Konfekt kaufen, wie man es in Russland zum Tee isst, flüstert mir die Verkäuferin der Süsswarenabteilung zu: «Diese Sorte nehmen Sie besser nicht, die sind zwar gut, aber nicht mehr frisch. Diese hier sind besser, erst heute Morgen gekommen!»

Auch in der Quartierkneipe bei Igor Andrejewitsch werde ich so behandelt. Kürzlich traf ich mich mit Freunden bei ihm. Wir bestellten am Tresen. Igor zapfte gerade Bier für den Gast vor mir. «Vier», sagte ich. Igor zwinkerte mir zu, wartete, bis der Gast mit seinem Bier aus Hörweite war und lehnte sich über den Tresen: «Das Bier schmeckt heute ganz beschissen, gar keine Kohlensäure», flüsterte er. «Gut, dann nehmen wir halt Tomatensaft und Wodka», beschlossen wir.

Igor Andrejewitsch war damit nicht einverstanden. «Weisst du, wo weiter unten an der Strasse der Kiosk ist? Geh dir da ein paar Bier kaufen, ihr könnt sie gerne hier trinken!», sagte er. Ich war aber viel zu faul. Da packte Igor Andrejewitsch kurz entschlossen einen meiner Freunde am Arm und zog ihn auf die Strasse. Nach ein paar Minuten kamen sie mit vier Bierflaschen zurück. Igor Andrejewitsch hatte für uns alle Bier geholt und wollte nicht einmal, dass wir es ihm bezahlen.

Die schönsten Dinge entdeckt man manchmal an ganz ungeahnten Orten. Das hier ist die Decke des Flughafens von Novij Urengoj, einer ansonsten völlig unspektakulären und verschlafenen Kleinstadt am Polarkreis in Westsibirien.

Novij Urengoi (Russland), 14. Oktober 2001



BÜHLER AG

Nein, das sind keine russischen Legos, das ist Schoggi-Abfall! Und zwar «Kaffee mit Milch», wie die Kreation der Nestlé-Fabrik in Samara heisst. Typisch russische Schokolade ist dunkler, bitterer. Als ich die Arbeiter in der Fabrik fragte, warum das so ist, sagte einer, weil zu Sowjetzeiten Zucker und Milch immer Mangelware gewesen seien. Ein anderer meinte: «Dunkel und bitter passen zu Russland.»

Samara (Russland), 7. Dezember 2001

20. Dezember 2001

«Taxifahren auf russische Art: Man streckt die Hand raus und wartet, bis ein Auto hält. Jedes Auto ist ein potenzielles Taxi.»

«Steig sofort ein!», schnauzt mich der Fahrer des dicken 600er-Mercedes an. Hinter ihm hat sich schon eine Schlange von Autos gebildet, die ihn nicht überholen können, weil der Verkehr auf der anderen Spur der Ringstrasse im Zentrum Moskaus zu dicht ist. Ich zögere noch. Ich habe ihm zwar schon gesagt, wo ich hin will, aber er hat mir noch keinen Preis genannt, für den er mich dorthin fahren will. Das kommt mir komisch vor. «Mehr als 50 Rubel zahle ich nicht», sage ich noch einmal. «Schon gut, steig endlich ein», sagt der Fahrer.

So geht Taxifahren auf russische Art: Man stellt sich an den Strassenrand, streckt die Hand raus und wartet, bis ein Auto hält. Richtige Taxis gibt es kaum, jedes Auto ist ein potenzielles Taxi. Es halten Leute, die auf dem Nachhauseweg sind und sich noch ein Taschengeld dazuverdienen wollen. Hält ein Auto, macht man die Tür auf, sagt, wo man hin möchte und wie viel man gewillt ist zu zahlen. Im besten Fall ist der Lenker einverstanden, meist wollen sie mehr, vor allem wenn sie meinen Akzent hören. Ist man handelseinig geworden, steigt man ein. Wenn nicht, steht hinten meist schon der Nächste bereit, der sich ein Zubrot verdienen möchte.

Meist halten alte Klapperkisten. Schigulis, Moskwitschi, Ladas und wie sie alle heissen. Selten aber auch schicke, meist schwarze Karossen mit geheizten Ledersesseln, Stereoanlagen und Aussentemperaturanzeigen. Darin sitzen wie im 600er-Mercedes total gelangweilte Chauffeure von irgendwelchen wahnsinnig wichtigen Persönlichkeiten. Weil der Parkplatzmangel in Moskau so gross ist, dass sie für ihre Riesenschlitten keine Parkplätze finden, fahren sie in der Gegend herum und kutschieren zum Vergnügen mit Vorliebe Frauen zu deren Zielen. Gratis.

Am Anfang hatte ich Angst. Doch mittlerweile weiss ich, dass in Moskau fast immer überall Stau ist und ich zur Not rausspringen kann. Passiert ist noch nie etwas, dafür ich habe jede Menge spannende Menschen kennen gelernt. Zwar nehmen mich die meisten nur mit, um umgerechnet drei, vier Franken dazuzuverdienen. Doch viele sind auch neugierig und wollen sofort wissen, woher ich komme und warum ich um Himmelswillen freiwillig in Russland lebe, wenn ich doch in der ach so schönen Schweiz wohnen könnte.

Bei solchen Fahrten kann man allerlei erleben. Bei mir im Büro hängt ein Zettel, auf dem ein Georgier bei 80 Kilometern pro Stunde meinen Namen mit den schönen geschwungenen Buchstaben des georgischen Alphabetes gekritzelt hat. Ein Mitarbeiter des FSB chauffierte mich in verkehrter Richtung durch die Einbahnstrasse nach Hause, und von einem Abchasier, der mich unbedingt mit seinem Bruder verkuppeln wollte, bekam ich zum Abschied einen getrockneten, übel riechenden Fisch, wie die Russen sie zum Bier essen. Ich durfte ihn sogar selber auswählen: Er machte seinen Kofferraum auf. 50 Kilo stinkender Fisch – «Nimm so viel Du willst!» Ich nahm einen kleinen und setzte mich bei der Pressekonferenz ganz hinten in die Ecke.

20. Februar 2002

«Jetzt musste ich mich mit diesem Idioten auseinander setzen, bloss weil Sekretärin Oxana vergessen hatte, einen Propusk für mich zu hinterlegen.»

«Ohne Papier ist man in Russland ein Käfer» lautet ein schönes russisches Sprichwort – ohne Dokument kein Mensch. Letzthin war ich wieder einmal so ein Käfer: Ich hatte nämlich keinen Propusk. Ein Propusk ist zwar nur ein Zettel in Klopapierqualität. Darauf steht aber mein Name, und das Unternehmen, das mich empfängt, bestätigt darauf, dass ich hereingelassen werden darf. In die allermeisten Bürogebäude

Moskaus kommt man nur mit dem entsprechenden Propusk hinein. Für jeden Besucher muss die Sekretärin also so einen Zettel ausfüllen und ihn dann zum Eingang bringen.

«Stark?», fragte mich der Wachmann und blätterte durch den Propusk-Haufen, der vor ihm lag. «Hab ich nicht», sagte er. «Für Sie liegt kein Propusk hier. Und ohne kommen Sie nicht rein.» Ich war schon richtig schlecht gelaunt, weil ich fast zehn Minuten gebraucht hatte, um überhaupt den richtigen Eingang zu finden. Wie fast überall in Moskau war auch an diesem Gebäude kein Schild angebracht. Und jetzt musste ich mich auch noch mit so einem Idioten auseinander setzen, bloss weil Oxana, die Sekretärin der Agentur, wo ich hinsollte, vergessen hat, bei diesem uniformierten Schlagbaum einen Propusk für mich zu hinterlegen.

«Da ist ein Telefon. Rufen Sie an», sagte er und zeigte auf ein braunes Vorrevolutionsmodell an der Wand. Die Nummer wusste er natürlich nicht, die stand auch nicht auf dem vergilbten Fetzen, der neben dem Apparat an der Wand klebte. Ich klaubte meine Unterlagen aus dem Rucksack, fand zum Glück die Nummer und zückte mein Handy. Besetzt.

«Bitte lassen Sie mich rein, ich muss nur diesen Brief abgeben», bettelte ich. Doch er blieb hart. Ich wählte noch einmal. Noch immer besetzt. Ich merkte, wie ich immer wütender wurde. Vor ein paar Jahren, als bewaffnete Banditen am laufenden Band Überfälle auf arme Büroangestellte verübten, waren diese scharfen Kontrollen vielleicht angebracht. Solche Zwischenfälle gehören aber der Vergangenheit an.

Die Ochraniki, wie die Wachmänner heissen, nehmen ihren Job ernst. Als ich noch in die Sprachschule ging, hatte ich einen Jahrespropusk, einen blauen Halbkarton, auf dem mein Foto klebte und auf dem stand, dass ich in der Schule im fünften Stock Russisch lerne. Jeden Morgen musste ich meinen Propusk zeigen, obschon immer derselbe Mann dort sass. «Propusk?», fragte er jeden Morgen. Irgendwann, nach ein paar Monaten, platzte mir der Kragen. «Ich habe ihn dabei», sagte ich und war schon fast im Drehkreuz. Der Wächter machte einen Satz, blockierte den Mechanismus und liess mich erst weiter, als ich den Propusk hervorgekramt hatte.

Bei Oxana war immer noch besetzt. «Ich würde Ihnen gerne helfen, aber ich kann nicht», sagte der Wächter, mit einem Mal ganz freundlich. Ich hatte plötzlich Mitleid mit dem Typen. Eigentlich kann ich die Ochraniki ja verstehen. Lässt er mich rein, beweist er gleich selbst, dass er völlig überflüssig ist. Seinem Chef könnte das mit der Zeit auch auffallen, er würde seinen Job verlieren. Dann wäre ich zwar kein Käfer mehr, er aber mit allergrösster Wahrscheinlichkeit arbeitslos.

5. März 2002

«Luxus in Moskau ist, sich ihn überhaupt leisten zu können. Oder eben mindestens so zu tun, als ob.»

Wehe, ich erzähle in Moskau, dass ich mir Nivea-Tagescrème ins Gesicht streiche! Nivea, so meine russischen Freundinnen, ist allenfalls etwas gegen raue Ellenbogen. Gekauft werden Nivea-Produkte trotzdem wie wild, weil Nivea ein Westprodukt ist, das sich auch Russinnen leisten können, die nicht zu den Topverdienerinnen gehören. Der Makel des Produkts, ein billiges Image zu haben, wird trickreich umgangen. Aber nicht erst, wenn die Tube zu Hause in ein schickes Döschen einer teuren Marke umgefüllt wird. Letzthin

schaute ich einer Frau zu, wie sie bei einem Stand in der Metrostation eine Nivea-Tagescrème erstand, diese in die Manteltasche steckte und zwei Schritte weiter zu einer Oma ging, die mit einer ganzen Palette Plastiktaschen dastand. Die junge Frau zog eine L'Oréal-Tasche aus dem Haufen, holte die Nivea-Crème aus der Manteltasche, steckte sie in den Plastiksack und ging die Tasche schlenkernd zum nächsten Ausgang.

Luxus in Moskau ist, sich ihn überhaupt leisten zu können. Oder eben mindestens so zu tun, als ob. So ist nicht überall wo l'Oréal drauf steht, auch wirklich l'Oréal drin, zumindest bei den Plastiktüten. Das gilt übrigens auch für Gucci-, Hugo-Boss- und Dolce&Gabbana-Tragtaschen. Für zwei Rubel, umgerechnet zehn Rappen das Stück, sind in Moskau übrigens auch Frigor-Taschen zu haben. Das Plastiksackbusiness muss gut laufen, denn nicht wenige der angebotenen Taschen sind gefälscht, einen Teil der Nescafé-Tüten zum Beispiel hat Nestlé nie machen lassen.

Die Tragtaschen-Babuschkas sieht man allerdings immer seltener. Das hat aber kaum damit zu tun, dass die russischen Konsumentinnen und Konsumenten weniger Wert auf Luxusgüter legen. Noch immer müssen Pelze üppig, Gurtschnallen gross, golden und glänzend sein, die Brillanten müssen glitzern und die Handys pausenlos bimmeln. Aber die Menschen – zumindest jene in Moskau – verdienen zunehmend genug, um sich eine teure Gesichtscrème zu kaufen. Zu ihrem Kauf bekommen sie eine Original-Markenplastiktasche. Die Tüte wird dann zu Hause sauber zusammengefaltet in die Handtasche gesteckt, um beim nächsten Einkauf wieder eingesetzt zu werden.

Während Frauen ihre Plastiksäcke in der Metro nach Hause tragen, fahren Männer Auto. In der von chronischen Staus und mangelnden Parkplätzen geplagten Stadt wäre es eigentlich besser, sich einen praktischen Kleinwagen zuzulegen oder ganz zu Fuss zu gehen und dafür der Ehefrau noch einen Brillantring mehr zu kaufen. Aber nein! Je grösser das Auto, je schwärzer, desto besser. Eine BMW-Vertretung wirbt per Radio damit, wenn schon, dann stilvoll und bequem in einem BMW im Stau zu stehen.

Das kann zu kniffligen Problemen führen: Ein Schweizer Restaurantbesitzer, dessen Nobelrestaurant sich an bester Lage im Zentrum Moskaus befindet, beklagte sich kürzlich, eines seiner grössten Handicaps sei es, dass er keine Parkplätze direkt vor dem Restaurant hätte. Es sei seinen russischen Gästen extrem wichtig, dass sie durch die Fenster ihre Autos begutachten könnten. Und fast noch wichtiger sei es, dass andere beim Vorbeifahren sehen könnten, wer im Restaurant sitzt.

20. MÄR 2002

«Am Zoll stehen bereits Hunderte von Leuten. Die stehen aber nicht in Schlangen, sondern auf einem Haufen.»

«Was? In Moskau lebst du? Spinnst du?» Das bekomme ich in der Schweiz hin und wieder zu hören. Dabei ist das wirklich Schlimme nicht, in Moskau zu leben; das ist sogar ganz angenehm, meistens zumindest. Was wirklich schlimm ist, ist in Moskau anzukommen.

Damit meine ich nicht den Flug mit Aeroschrott, wie meine Freunde in Russland meine Lieblingsairline nennen. Ich bin mittlerweile Mitglied beim «Aeroflot Bonus-Programm» für Vielflieger. An den herben Charme der Flight Attendants habe ich mich schon lange gewöhnt. Und Durchsagen wie «Herzlich willkommen auf dem Flug nach Genf!», wenn ich im Flugzeug nach Zürich sitze, können mich auch nicht mehr aus der Ruhe bringen.

Ich bin nämlich Profi. Vor allem, was die Vorbereitung auf die Passkontrollen im Moskauer Flughafen Scheremetjewo 2 angehen. Nachdem ich die letzte Stunde vor der Landung mit Entspannungsübungen und autogenem Training verbracht habe, fahre ich sicherheitshalber schon kurz vor der Landung meine Ellenbogen aus und versuche, mich, am liebsten noch im Sinkflug, gleich neben den Ausgang zu stellen, um die Pole-Position im Rennen auf die Zollhäuschen zu besetzen. Das ist extrem wichtig. Ein guter Startplatz kann nämlich bedeuten, dass man nur eineinhalb Stunden in der Schlange steht statt zwei.

Die Aeroflot-Drachen sind natürlich mit meinen Plänen meist nicht einverstanden. Nur selten lassen sie mich die letzten Minuten in der Business-Class mitfliegen, meistens befördern sie mich zurück auf meinen Platz. Zwar flötet die Chef-Flight-Attendant ins Mikrofon, dass es im Interesse der eigenen Sicherheit besser sei, sitzen zu bleiben. Ich allerdings pfeife darauf. Wenn ich die Wahl habe zwischen einem blauen Flecken, einer Beule am Kopf oder einem Nervenzusammenbruch, wähle ich eine der ersten beiden Varianten.

Kaum geht die Tür auf, geht das Geschubse los. Denn jetzt kommt es darauf an, zuerst bei der Passkontrolle zu sein. Falls man überhaupt von «zuerst» sprechen kann. Normalerweise stehen da nämlich schon Hunderte von Leuten, die alle vor längerem hier angekommen sind. Die stehen aber nicht etwa in Schlangen, sondern auf einem Haufen.

Von den acht Passkontrollhäuschen sind meist nur zwei, wenn es gut geht drei besetzt. Und manchmal macht eins einfach mittendrin zu. Die Leute, die davor schon stundenlang in der Schlange gestanden haben, haben natürlich überhaupt keine Lust, sich noch einmal hinten anzustellen. Und – schwupps! – wird es noch enger. Spätestens dann fange ich an, mich zu hintersinnen, und frage mich ernsthaft, warum ich mir das alles antue.

Früher dachte ich, die Russen kriegen das einfach nicht gebacken, den Flughafen und vor allem die Passkontrolle so zu organisieren, dass man die Prozedur psychisch einigermassen gesund überstehen kann. In den vielen Stunden, die ich schon in diesen Schlangen stand und über die Frage grübelte, warum das nicht besser organisiert wird, kam mir nur eine Antwort in den Sinn: Die machen das absichtlich – wer Scheremetjewo überlebt, den kann in Russland nichts mehr umhauen.

Die meisten Flüge von Moskau in die ehemaligen Sowjetrepubliken starten spätabends, man landet oft mitten in der Nacht und fährt dann durch die absolute Dunkelheit vom Flughafen in die noch schlafende Stadt. Erst die Dämmerung lässt dann erahnen, was einen erwartet – zum Beispiel kirgisische Berge.

Bischkek (Kirgisien), 6. April 2002

С Т А Д И О Н

In den Ländern der ehemaligen Sowjetunion gibt es überall Zeugen des Versuchs, die Zivilisation auch in die abgelegensten Ecken zu bringen, wie der Bau dieses Stadions in Kotschkor, einem abgelegenen kirgisischen Bergdorf auf 1800 Metern über Meer. Ich habe aber nie jemanden Fussball spielen gesehen.

Kotschkor (Kirgistan), 8. April 2002

30. April 2002

«‹Ach weisst Du, irgendwann fangen Männer an zu saufen›, seufzte Lucia. ‹Besser, man macht von Anfang an einen grossen Bogen um sie.›»

«Hast du eigentlich noch deine eigenen Zähne?», fragte mich Lucia, meine Putzfrau vor Kurzem. Ich schaute ein bisschen irritiert. «Wieso?», fragte ich zurück. «Nur so, weisst du, bei mir ist fast nichts mehr echt», lachte sie, verschwand kurz und kam mit ihrer Handtasche zurück. Sie kramte lange darin und zog ein Foto heraus. «Schau!», sagte sie. Ich hatte ein Bild von ihr aus jungen Jahren erwartet. Was ich sah, drehte mir fast den Magen um: ein Gesicht, das ich nicht erkennen konnte, weil es geschwollen und mit blauen und

grünen Flecken übersät war. «Das bin ich!», sagte Lucia stolz «Nach meiner letzten Lifting-Operation!»

Lucia ist Urgrossmutter. Wie alt sie ist, ist ihr Geheimnis. Übers Alter reden russische Frauen nicht. Aussehen tut Lucia wie 50. Viel älter kann sie eigentlich gar nicht sein, denn sie erzählt, wie sie, ihre Tochter und nun eben erst ihre Enkelin «ganz, ganz früh» Kinder bekommen haben.

Vor ein paar Wochen kam Lucia hochzufrieden zu mir. «Jetzt sind wir den auch los», sagt sie, schob energisch die Ärmel ihres Pullovers zurück und machte eine unanständige Geste. Ich verstand nicht. «Den Kindsvater!», sagte sie. Die Enkelin hätte ihn, den Taugenichts, endlich aus der Wohnung geschmissen. Sei höchste Zeit gewesen. «Lange hat das nicht gehalten», wandte ich ein. «Wundert es dich?», sagte Lucia, und mir kam ein Gespräch mit ihr in den Sinn, das wir vor ein paar Monaten geführt hatten. Damals erzählte sie mir, dass sie ihre Tochter ohne Mann grossgezogen habe und die Tochter ihre Tochter wiederum auch. Nur ihre Enkelin, die grad ein Kind – «Gottseidank ein Mädchen!» – auf die Welt gebracht habe, lebe mit ihrem Mann zusammen.

Das klang so, als ob es ein Problem sei. Ich fragte nach. «Ach weisst du, irgendwann fangen sie an zu saufen», sagte sie. «Besser, man macht von Anfang an einen grossen Bogen um sie.» Dieser Meinung ist auch Alla, meine Russischlehrerin. Seit einigen Jahren glücklich von einem Alkoholiker geschieden. Auch Alla hatte den Horror davor, einen Jungen zu bekommen. «Als ich mit meiner Tochter Olga schwanger war, betete ich jeden Tag zu Gott, dass er ein Mädchen gibt, obwohl ich eigentlich gar nicht an Gott glaube. Aber ich wusste nicht, was ich sonst tun sollte.»

Und trotzdem heiraten die Russinnen und Russen alle total früh, um dann auch jung wieder geschieden zu sein. Nicht heiraten geht nicht. Wer mit 25 noch ledig ist, der oder die ist nicht normal oder hat riesiges Pech: «Ach, dich wollte also keiner?» Wenn ich erzähle, dass ich 32 und nicht verheiratet bin, schliessen alle messerscharf: «Ach so, du bist geschieden!»

Kürzlich diskutierte ich mit den beiden Verkäuferinnen der Gemüse- und Getränkeabteilung im Sowjetstil-Supermarkt (beide geschieden) über das Thema. Sie hatten mich gefragt, ob der Typ, mit dem ich letzthin einkaufen gekommen bin, mein Mann sei. «Mein Freund», sagte ich. «Oh», sagte die eine. «Lebt ihr zusammen?» Ich sagte ja. «Und eure Eltern wissen das und sind damit einverstanden?»

4. juni 2002

«Der Mann liess nicht locker und flüsterte mir sein letztes, völlig einleuchtendes Argument zu, weshalb ich Sauerkraut kaufen müsse.»

Ich wundere mich schon lange, was die 15 kaputten Glühbirnen in der Kartonkiste unter der Spüle in meiner Küche sollen. Da meine Vermieterin Swetlana mir aber eingetrichtert hat, nichts ohne ihre Einwilligung wegzuschmeissen, liegen sie noch heute da. Sie stören mich ja nicht wirklich, und ich bin immer froh, wenn Swetlana gleich wieder geht, wenn sie einmal im Monat die Miete abholen kommt, sodass

ich sie auch noch nie gefragt habe. Was mich wirklich verwundert, ist die Einsicht, dass auch andere Leute in ihrer Wohnung eine Sammlung von kaputten Glühbirnen haben. Kürzlich sass ich mit einem Bekannten zusammen, und wir kamen auf absurde Dinge in der Wohnung zu sprechen, die Vermieter hinterlassen, wenn sie zahlungskräftigen Ausländern ihre Wohnung überlassen und in die Aussenbezirke oder auf die eigene Datscha ziehen. Er erzählte, dass er in einem Schrank auch auf eine Kiste mit kaputten Glühbirnen gestossen sei und sich nicht vorstellen könne, dass Russen tatsächlich denken, die Technologie sei irgendwann so weit, dass man diese kaputten Glühbirnen reparieren könnte. Er scheint allerdings ein besseres Verhältnis zu seinem Vermieter zu haben und fragte ihn eines Tages danach. Der Vermieter grinste nur und erzählte, dass Glühbirnen früher zu Sowjetzeiten «Defizit» gewesen seien, das heisst Dinge, die nur selten in Läden zu finden waren. Also behielt man die kaputten Glühbirnen, um sie bei Bedarf mit zur Arbeit zu nehmen und sie dort gegen eine funktionierende «umzutauschen».

Vielleicht hatte Swetlana vor, auch den kaputten Wasserkocher, der im Schrank im Wohnzimmer hinter die Bücher geklemmt ist, umzutauschen? Angesichts der Tatsache, dass es von vielen Geräten zu Sowjetzeiten nur ein Modell gab, keine schlechte Idee! Nur ist Swetlana schon lange pensioniert, und dennoch wirft sie all die kaputten Dinge nicht weg. Mich erstaunt es jedenfalls nicht mehr, dass die öffentliche Infrastruktur damals nur schlecht funktionierte, wenn alle ihre kaputten Dinger mit zur Arbeit nahmen und dort «umtauschten».

Das Leben in Moskau ist aber bei weitem nicht immer so interpretationsbedürftig. Gestern zum Beispiel ging ich wieder einmal auf dem Markt in meinem Quartier einkaufen. Vor dem eigentlichen Markt bieten Leute auf der Strasse Gemüse aus dem eigenen Garten feil. Eine Frau, an der ich jeden Tag auf dem Weg zur Post vorbeigehe, forderte mich auf, hausgemachtes Sauerkraut zu kaufen. Neben ihr stand ein Mann, den ich zuvor noch nie gesehen hatte. Ich sagte freundlich Nein und ging bereits weiter, als der Mann mir nachrief: «Mädchen, komm her!» Ich blieb stehen, und er kam mir entgegen. «Sauerkraut ist richtig lecker!», sagte er mir. Ich wollte aber wirklich kein Sauerkraut. Er liess nicht locker: «Sauerkraut ist gut für den Magen!», meinte er. Als ich ihm sagte, mit meinem Magen sei alles in Ordnung, zog er mich ein paar Schritte von den Frauen weg, flüsterte mir sein letztes und völlig einleuchtendes Argument zu: «Sauerkraut gibt einen grossen Busen!»

Was ist Russland? Einen guten Eindruck erhielt man bis vor ein paar Jahren beim Besuch des Moskauer Hotelgiganten «Rossija» – Russland. 8000 Betten umfasste der marode Koloss gleich neben dem Kreml und dem Roten Platz. Mittlerweile ist er abgerissen – Stück für Stück abgetragen – und weicht einer gigantischen Luxusüberbauung. Der Wahnsinn geht weiter …

Moskau (Russland), 23. März 2002

РОССИЯ

Für Liebhaber der üppigen Dekoration ist Russland ein wahres Paradies! Liebevoll wird alles aufbewahrt, aufgestellt und aufgehängt.

Puschkino (Russland), 8. Juni 2002

15. Juli 2002

«Ich gehöre zu einem ganz exklusiven Klub. Auf meiner Steuerrechnung steht es schwarz auf weiss: Ich bin Millionärin! Nun ja, in Rubeln ausgedrückt.»

Dass es so schnell gehen würde, hätte ich nicht gedacht, aber auf meiner Steuerrechnung steht es schwarz auf weiss: Ich bin Millionärin! Nun ja, in Rubeln ausgedrückt. Aber immerhin! Dass ich zu einem ganz exklusiven Klub gehöre, wurde mir vor ein paar Tagen bewusst, als ich in der Zeitung las, dass es in Moskau genau 2745 solche Millionäre gibt. Und ich bin eine davon. Bei weit über 10'000'000 Einwohnern! Nicht schlecht!

Die frohe Botschaft brachte mir nicht die Postbotin. Die Steuerrechnung muss man selbst auf dem Steueramt abholen. Steuern zahlen ist schliesslich eine ernste Angelegenheit, die man nicht einfach so im Vorbeigehen erledigen können soll. Der russische Staat stellt mit dieser Art von Dienstleistung sicher, dass man das auch nie vergisst. Ich leistete mir auf dem Nachhauseweg gleich ein Taxi, Millionärinnen gehen ja schliesslich nicht zu Fuss und fahren auch ganz sicher nicht Metro. Schon nach 500 Metern standen wir still. Stau. Wie immer. «So viele Autos», stöhnte der Taxifahrer. «Und jeden Tag werden es mehr!» Schon drei Millionen Autos seien in Moskau unterwegs, erzählte er.

Mir kam der Artikel über Mercedes-Limousinen in den Sinn, den ich mal geschrieben habe, und dass ich da eine Statistik erwähnte, wonach allein in Moskau 73'000 solche deutsche Luxuskarren unterwegs sind. Alle schwarz, alle mindestens 600er-Klasse. «Überall muss man immer warten», stöhnte der Taxifahrer weiter. Und er erzählte, wie kürzlich seine Tochter fast den Flug verpasst hat. Der viel zu kleine Flughafen sei völlig überbelastet gewesen, weil immer mehr Leute sich Urlaube leisten können und nach Antalya fliegen.

Mir begann es langsam zu dämmern. Dass die Russen nicht die Weltmeister im Steuernzahlen sind, ist mir ja auch nicht neu, das steht immer wieder in der Zeitung. Und meine russischen Freunde arbeiten so oft es geht schwarz. Aufgrund der Einkommensdeklarationen werden dann die Statistiken erhoben, aus denen man lesen kann, dass drei Viertel der Moskauer Bevölkerung am Hungertuch nagen, während die Zahl der Autos, Restaurants und Ferienreisen steigt und die Boutiquen reihenweise neue Filialen eröffnen. Weil man in Moskau auf den ersten Blick sieht, dass diese Statistiken nicht stimmen können, habe ich mich kürzlich mit einem Typen getroffen, der eine Konsumentenerhebung machte, um herauszufinden, was die Leute in Moskau wirklich verdienen. Er sagte mir, er gehe davon aus, dass es in Moskau mehrere Zehntausend Dollar-Millionäre gebe.

Ich dachte noch ein bisschen nach. Eine Million Rubel entspricht ungefähr einem Jahreseinkommen von 45'000 Franken. Damit kann man sich gar keinen Mercedes kaufen! Dafür gibt es höchstens einen Kofferraumdeckel und fünf Ersatz-Mercedes-Sterne dazu, weil die immer sofort geklaut werden.

Mittlerweile war ich zu Hause angekommen. Ich drückte dem Taxifahrer die 100 Rubel Fahrgeld in die Hand und bekam dafür – weil es ja ein schwarzes Taxi ist – keine Quittung. Mir wurde endgültig klar: Ich bin wahrlich ein Mitglied eines sehr exklusiven Grüppchens: eine von 2745 Superdeppen.

2. August 2002

«Unter dem Gelächter der Frauen verliess ich fluchtartig die Banja. Ich dachte, meine Haare würden gleich brennen.»

Die alte Frau musste sich auf die Zehenspitzen stellen, um meinen Kopf berühren zu können. Sie redete ohne Pause auf mich ein und tätschelte mir den Kopf. Ich verstand nicht, was sie von mir wollte und fühlte mich total fehl am Platz. Ich war zum ersten Mal in einer russischen Banja, einer Art Sauna. Neben mir drängten sich 15 dicke, dünne, alte und junge Frauen nackt mit einem Tuch in der Hand und

einer Mütze auf dem Kopf vor einer Holztür und warteten darauf, in den Schwitzraum eingelassen zu werden. Was die alte Frau mir sagen wollte, fiel mir erst später auf, als ich überstürzt und unter dem Gelächter der Frauen die Banja verliess. Meine Haare wurden so heiss, dass ich dachte, sie fingen gleich zu brennen an.

Mittlerweile habe ich eine Filzmütze und bin zur begeisterten Banjagängerin geworden. Was früher so etwas wie ein öffentliches Bad mit Schwitzraum war, ist längst zu einer sozialen Institution geworden. Die meisten Russen haben mittlerweile ein Badezimmer. In die Banja gehen sie trotzdem noch immer. Sie ist ein Ort, wo man sich trifft, tratscht und Geist und Körper pflegt – Frauen und Männer getrennt.

Eine typische Moskauer Banja besteht aus drei Räumen. Im Ruheraum stehen breite Bänke, auf denen man sich entspannen, lesen und schwatzen kann. Aus der Küche kann man sich gekochte Crevetten, Bier oder Tee kommen lassen. Der zweite Raum, der Nassraum, ist von oben bis unten blau gekachelt. Verschiedene Duschen und Kaltwasserbecken machen den Raum zu einem wahren Planschparadies. Von hier führt eine Holztür zum Schwitzraum. Ich setze mich dort immer auf den untersten Absatz, die Russinnen sitzen oben – sie mögen es gerne heiss. Die Einheizerin wirft Wasser in hohem Bogen mit einer Kelle auf heisse Steine. Es zischt und wird noch heisser. Nach jedem Mal fragt sie «Mehr?», und die Frauen antworten erst laut, dann immer leiser mit «Mehr!». Bis sie dann endlich «Es reicht!» rufen, bin ich längst weich gekocht.

Auf den Steinbänken im Nassraum stehen grosse Plastikeimer in allen Farben, überall sind Wasserhähne. Die Banja ist eine Wohlfühloase, wo jede macht, was ihr passt. Auf einer Bank schneidet sich eine Frau die Zehennägel. Neben ihr rasiert sich ein junges Mädchen die Schamhaare. Ihre Nachbarin raspelt sich eine fette Hornhautschicht von den Füssen. Fröhliches Geschnatter füllt den Raum, man rubbelt sich gegenseitig den Rücken trocken. Ein paar Bänke weiter verabreicht eine Frau einer anderen ein Peeling – ein selbst gemachtes. Geht es um natürliche Schönheitsmittel, können die Russinnen auf einen riesigen Fundus zurückgreifen. Salz und Rahm, zum Beispiel, oder Honig mit feinem Sand vom letzten Urlaub.

Mein bevorzugtes Peeling habe ich einer alten Banjabesucherin abgeschaut: ganz normaler Kaffeesatz. Etwas Duschgel mit Kaffeesatz mischen und sich von oben bis unten damit einschmieren. Das gibt natürlich eine gigantische Sauerei, sieht total bescheuert aus, aber Schönheit muss auch in Russland leiden.

12. September 2002

«Pass auf, bald haben die Russen die westliche Servicementalität übernommen. Dann gibt es keine lustigen Geschichten mehr zu erzählen.»

Es ist nicht lange her, da rügte mich ein Schweizer Kollege hier in Moskau. «Alex», sagte er. «Deine Kolumnen über das Leben in Russland sind lustig. Aber findest du nicht, dass du damit ein Bild von Russland zementierst, das nicht mehr stimmt? Ich vermisse in deinen Kolumnen die Tatsache, dass sich dieses Land extrem schnell entwickelt.»

Er hat natürlich Recht. Ich schreibe hier an dieser Stelle über Dinge, die mir auffallen, weil sie anders sind als bei uns. Über Dinge, die für mich komisch, lustig, absurd sind. Dabei hat sich Moskau in den zwei Jahren, in denen ich hier bin, massiv verändert. Moskau wird immer mehr zu einer Metropole im westlichen Sinn.

Ein Beispiel: Vor einem Jahr sass ich mit einer amerikanischen Kollegin in einem netten kleinen Restaurant im Moskauer Konservatorium. Wie so oft war die Bedienung lausig. Der Kellner knallte uns die Teller vor die Nase, die Hälfte vom Salat meiner Kollegin rutschte auf den Tisch. Der Kellner nahm ihr Besteck, schaufelte den Salat wortlos zurück auf den Teller und brachte ihn in die Küche. Zehn Minuten später bekam sie den Salat wieder vorgesetzt. Ohne ein Wort der Entschuldigung. «Die werden nie kapieren, was Dienstleistung ist und dass man seine Kunden pfleglich behandeln soll», regte sich meine Kollegin auf. Ich fand die Situation total komisch. War ja auch nicht mein Salat. «Pass bloss auf», sagte ich. «In ein paar Jahren haben auch die Russen die westliche Servicementalität übernommen. Dann haben wir keine lustigen Geschichten mehr zu erzählen!»

Kurz darauf wurde das Restaurant geschlossen. Lange Zeit waren die Fenster mit Zeitungspapier verklebt, es schien sich nichts zu tun. Vor ein paar Monaten rückte eine Renovationskolonne an. Das alte Mobiliar wurde herausgerissen. Alles hell gestrichen und daraus ein schickes Café gemacht. Das Personal ist freundlich, der Service effizient, die Musik aus dem Lautsprecher das neuste.

Noch vor zwei Jahren suchte man in Moskau vergeblich nach so einem Café, wo man sich zwischendurch mal reinsetzen und verschnaufen oder sich mit Freundinnen treffen konnte. Heute gibt es in der Innenstadt Dutzende von diesen Cafés, wie sie auch in Zürich, London, New York zu finden sind. Das kommt nicht nur mir entgegen. In einem Land wie Russland, in dem die Arbeitslosigkeit so hoch ist, ist es auch gut, dass dadurch mehr Leute zu einem Job kommen.

Und trotzdem vermisse ich das alte Restaurant. Hin und wieder, wenn ich im Café sitze, erinnere ich mich an den alten weisshaarigen Pianisten, der jeden Abend dieselben Melodien klimperte, bis um halb elf der Kellner kam und uns zum Gehen aufforderte. Das Restaurant war laut Schild an der Tür bis elf Uhr geöffnet. «Sie haben doch bis elf geöffnet», sagte ich beim ersten Mal. «Nein», sagte der Kellner. «Um elf gehen wir nach Hause», sagte er. Das ist beim neuen Café nicht mehr so. Dafür gibt es darüber auch keine Geschichten mehr zu erzählen.

10. Oktober 2002

«‹Sobald man verheiratet ist, fangen die russischen Frauen an, einen rumzukommandieren›, maulte Wowa.»

Jetzt weiss ich genau, was Lucia meinte, als sie sagte, Männer seien in Russland nicht zu gebrauchen. Diese Aussage habe ich nicht nur von meiner Putzfrau gehört, sondern von ganz vielen russischen Frauen. Eigene Erfahrungen zum Thema kann ich bislang nicht vorweisen; die russischen Männer, die ich kenne, sind eigentlich ganz in Ordnung.

Vor ein paar Wochen kam ich von einer Reise zurück nach Moskau. Ich hatte eben den Inhalt meines Rucksackes auf den Boden gekippt, als das Telefon klingelte. «Hallo, hier ist Marina! Sag mal, bei dir steht doch ein auseinander gebauter Schrank, der uns gehört und den du nicht brauchst. Kann ich den haben?» Marina, die Tochter meiner Vermieterin Swetlana, hatte kürzlich geheiratet und ist bei ihrem Mann eingezogen. «Klar, kannst ihn holen», sagte ich, während ich meine dreckigen Socken in die Waschmaschine stopfte. «Aljoscha, mein Mann, hat den Schrank noch nie gesehen, meinst du, wir können gleich vorbeikommen?», fragte Marina. Es war zehn Uhr abends. Ich sagte dennoch zu.

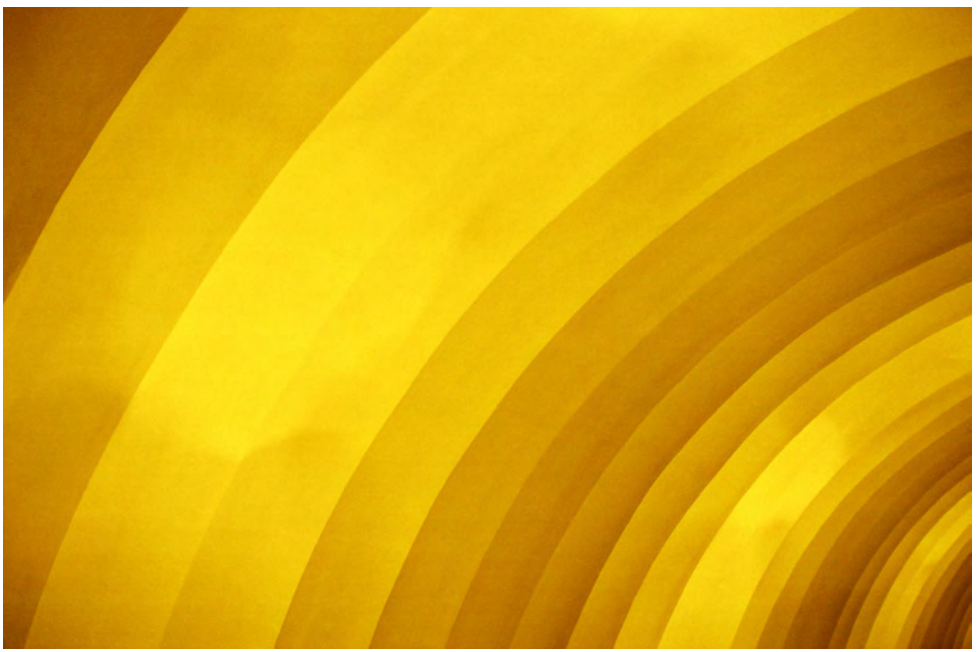
Ich war gespannt auf den Mann. Ich hatte schon einmal ein Foto gesehen, darauf war die wunderhübsche Braut im weissen Kleid zu sehen und daneben ein riesiger Kasten im T-Shirt unter dem Anzug. Vor zwei Monaten war Swetlana total erschüttert zu mir gekommen und hatte mit Tränen in den Augen erzählt, Aljoscha sei ein Nichtsnutz, er habe weder was gelernt, noch habe er einen Job.

Als die beiden in die Wohnung traten, begriff ich, was Swetlana damals gemeint hatte. Sie schauten sich kurz die Schrankteile an, die im Schlafzimmer an der Wand lehnten, dann rannten sie in die Küche, wo ich Marina einen Kaffee machte. Nach zwei Minuten fragte Aljoscha, ob ich Whisky habe. Er goss sich ein Glas ein, kippte ihn ex und verlangte nach einem Glas Orangensaft. «Wir müssen los, Marina», sagte er. Marina aber musste mir erst noch von ihrem Hochzeitsgeschenk erzählen: «Stell dir vor, ich habe von Aljoscha Ohrringe mit einem Hakenkreuz drauf bekommen!», sagt sie strahlend vor Glück. Ich fiel fast vom Stuhl. In der Zwischenzeit hatte sich Aljoscha noch einen Whisky eingeschenkt, auch diesen kippte er wieder ex. Da kam ihm etwas in den Sinn, er hatte es plötzlich nicht mehr eilig. «Kennst du die Slogans der amerikanischen Satanisten?», fragte er. «Kannst du mir einen auf Deutsch übersetzen? Den tätowieren wir dann Marina hinten quer über die Schultern», sagte er, während er sich den vierten Whisky eingoss. Nach 20 Minuten war der Spuk vorbei. So schnell, wie sie gekommen waren, waren sie wieder weg.

Vor zwei Tagen haben sie den Schrank abgeholt. Aljoscha hatte eine riesige Fahne und Marina schlechte Laune. Er setzte sich erst einmal hin, um eine Zigarette zu rauchen, worauf Marina explodierte. «Mir reicht es endgültig!», schrie sie. «Wir packen jetzt sofort den Schrank ein und schauen, dass wir wegkommen!» Aljoscha sass derweil auf dem Stuhl, den Kopf in den Nacken gelegt, und atmete tief. «Sobald man verheiratet ist, fangen die russischen Frauen an, einen rumzukommandieren», maulte das grosse Kind. «Werden bei euch die Männer auch so schlecht behandelt?»

Andere Länder, andere Bedingungen. Für uns wäre eine Wohnung in so einem gigantischen Haus der Horror. Für viele Moskauerinnen und Moskauer sind die 2 Zimmer auf 30 Quadratmeter aber wie das Paradies auf Erden: Sie sind die Alternative zum Leben mit den Eltern oder – noch schlimmer! – den Schwiegereltern.

Moskau (Russland), 11. November 2002



Nirgends auf der Welt gibt es so schöne Metrostationen wie in Russland, sie heissen deshalb auch Arbeiterpaläste. Vor allem in Moskau sind die früh erbauten Stationen prunkvoll mit Mosaiken, Statuen und Marmor ausgekleidet, die jüngeren Stationen sind meist ganz schlicht, aber effektvoll gestaltet. Wie diese hier in St. Petersburg.

St. Petersburg (Russland), 16. November 2002

8. November 2002

«Plötzlich grüssen alle freundlich.
Seit die Heizperiode begonnen hat, haben
wir nämlich ein gemeinsames Problem:
kaputte Röhren.»

Bislang kannte ich meine Nachbarn nur vom Sehen. Grüssen tut man sich in Moskaus Treppenhäusern nicht, man geht wortlos aneinander vorbei. Es wird höchstens genickt. Aber auch das erst nach der hundertsten Begegnung. Mir und meinen Nachbarn fehlten eben bislang die Gemeinsamkeiten. Das hat sich in den vergangenen zwei Wochen geändert. Treffe ich jetzt Nachbarn, grüssen sie freundlich. Seit vor kurzem die Heizperiode begonnen hat, haben wir nämlich gemeinsame Probleme: kaputte Röhren.

In den vergangenen zwei Wochen sind in unserem Haus schon in vier von zehn Wohnungen Heizungsröhren geplatzt. Vor einer Woche auch bei mir. Der Nachbar von unten klingelte: «Bei Ihnen läuft die Badewanne über!» Der Mann war völlig fertig. Kein Wunder. Er hatte eben seine Wohnung renoviert. Ich liess in herein. Er tastete die Wände ab. Alles trocken. Da klingelte es noch einmal an meiner Tür. Dieses Mal war es die flippige Nachbarin, die auf demselben Stock wohnt. Auf ihrer Seite der Wand war auch alles nass. Fünf Minuten später klingelte es wieder. Jemand aus dem Haus hatte den Handwerker-Notfalldienst angerufen, weil Wasser in den Keller floss. Drei Handwerker in Blaumännern verlangten, reingelassen zu werden.

Die wildesten Theorien, woher das Wasser kommen könnte, wurden diskutiert. Die erfahrenen Handwerker, die für den Unterhalt der fast durchwegs mindestens 70 Jahre alten Gebäude in unserem Quartier zuständig sind, entdeckten das Problem schnell. In der Wand zwischen mir und meiner Nachbarin ist ein 60 Zentimeter breiter Hohlraum. Genau dort war das Rohr zwischen meiner und ihrer Heizung durchgerostet. Das Rohr musste erneuert werden. Dazu musste zuallererst ein Loch in die Wand gehauen werden. Während einer der drei Handwerker mit einem riesigen Hammer und einem Meissel die Wand aufspitzte, klingelte es noch einmal. Der Freund meiner Nachbarin kam, lief total gestresst in der Wohnung rum und meinte: «Ich muss unbedingt nach Korea.»

Ob er nach Korea gefahren ist, weiss ich nicht. Er verschwand jedenfalls mit allen andern. Nach zwei Stunden kamen die drei Handwerker wieder, mit einem rostigen Ersatzrohr, das sie durch die Wand in die Wohnung meiner Nachbarin schoben. Auch dort hatte einer der Handwerker ein riesiges Loch in die Wand gehauen. Auf die Frage, ob es Sinn mache, ein rostiges Rohr einzusetzen, meinte der eine Handwerker lachend: «Mal es doch einfach an, wenn es dich stört!»

Seit diesem Vorfall habe ich eine Menge neue Bekannte. Jedes Mal, wenn ich meine Nachbarin von nebenan sehe, grüsst sie mich und fragt, ob Sonja schon bei mir gewesen sei. Sonja gehört auch zur Handwerkertruppe und ist zuständig für die Reparatur des Loches in der Wand. Sonja war noch nicht bei mir, dafür schon bei den Nachbarn über mir. Dabei ist bei denen die Röhre nach uns geplatzt. «Die Ausländerin kann warten», soll sie gesagt haben. Das wiederum weiss ich von noch einer anderen Nachbarin.

12. Dezember 2002

«Mne ne chotelos rabotat'› – es wollte mir nicht arbeiten. Diese Formulierung sollten wir unbedingt auch im Deutschen haben.»

Russisch ist eine schöne Sprache. Und die Russen haben allen Grund, auf ihren unermesslich reichen Wortschatz stolz zu sein. Mich treibt diese Vielfalt allerdings des Öfteren an den Rand eines Nervenzusammenbruchs. Wie heisst es doch: Die Sprache ist das Abbild der Realität.

Ein paar Beispiele? Im Russischen gibt es zwar das Verb «haben», aber es wird nur selten gebraucht. Will ich sagen, dass ich eine Schwester habe, so muss ich das so formulieren: «Bei mir ist eine Schwester». Ist es also kein Zufall, dass die Russen den Kommunismus erfunden haben? Dasjenige System also, bei dem das Haben – das Eigentum – verpönt ist? Auch mit dem Verb «sein» ist es nicht so einfach. «Sein» gibt es in der Gegenwart nicht, nur in der Vergangenheit und der Zukunft. «Ja Schurnalistka» – «Ich bin Journalistin», stelle ich mich jeweils vor. Nach längerem Überlegen bin ich zum Schluss gekommen, dass die Abwesenheit des Seins in der Gegenwart nicht wirklich erstaunlich ist. Schliesslich empfinden Russen die Gegenwart schon seit langem als unerträglich.

Witzig ist, dass man in der Nation, die bei Sportveranstaltungen in den letzten Jahrzehnten immer zuvorderst mit dabei war, nicht sagen kann «Ich siege morgen beim Wettkampf». Diese Aussage kann man nur über die Konstruktion «Ich werde morgen den Sieg erringen» machen. «Wir siegen morgen» ist allerdings korrekt. Auch diese Eigenheit der russischen Sprache wird mit ein wenig Nachdenken verständlich: Sportliche Siege von Einzelnen waren zu Sowjetzeiten ja auch Siege des kommunistischen Systems über das kapitalistische.

Mal abgesehen von eins zu eins aus dem Deutschen geklauten Wörtern wie «Wunderkind», «Schlagbaum» und «Gruppenseks», die mit hartem russischen Akzent ausgesprochen werden, heisst meine Lieblingskonstruktion: «Mne ne chotjelos rabotat'», übersetzt so ungefähr mit «Mir wollte es nicht arbeiten». Die Russen sagen nicht «Ich wollte nicht arbeiten», sondern «Etwas machte, dass ich nicht arbeiten wollte». Ich finde, wir sollten diese Formulierung unbedingt auch im Deutschen haben, dann hätten wir endlich die perfekte Ausrede: Ich hätte eigentlich gerne gearbeitet, aber es wollte mir einfach nicht!

Mit meiner Russischlehrerin Alla führe ich immer wieder an Absurdität grenzende Diskussionen über die Feinheiten der russischen Sprache: «Wie sagt man denn das bei euch?», fragte Alla kürzlich ganz erstaunt. Sie hatte mir grad das Verb «otstat' ot poesda» erklärt: «Das ist, wenn du schon im Zug sitzt und dir noch in den Sinn kommt, dass du zum Beispiel noch kein Wasser gekauft hast. Wenn du dann noch einmal raus gehst und der Zug weg ist, wenn du wieder auf den Bahnsteig kommst, dann heisst das otstat' ot poesda». Alla konnte nicht glauben, dass es dafür im Deutschen kein Verb gibt. Erst mit folgender Erklärung gab sie sich zufrieden: «Bei uns halten die Züge nur ganz kurz. Und ausserdem brauchen wir nicht auszusteigen, um Wasser zu kaufen. Das kann man bei uns im Zug drin machen!»

20. Dezember 2002

«Minijupe und Netzstrümpfe sind zurzeit ein absolutes Muss. Die Nieren auftauen kann man ja am nächsten Morgen wieder.»

Stellt euch mal vor: Man hat die Möglichkeit, gut auszusehen, und tut es nicht. Mir passiert das immer wieder. Ich könnte ohne viel Aufwand dafür sorgen, dass ich weniger schäbig aussehe, als es die letzten Wochen der Fall ist. Dazu bräuchte es zurzeit in Moskau nicht viel, habe ich mir sagen lassen: einen Rock der Kürzestklasse, ein bauchfreies Oberteil und vor allem – Netzstrümpfe.

Dummerweise ist in Moskau der Winter ausgebrochen. Der Wind pfeift fieskalt um die Hausecken, Eiszapfen hängen von den Dachrinnen, und das Thermometer hat es schon bis 25 Grad unter null geschafft. Schönheit muss leiden, das wurde mir lange genug eingetrichtert. Zum Leiden bin ich dummerweise nicht geboren, deshalb wird das mit der Schönheit wohl nie etwas werden. Kommt dazu, dass Schönheit in Russland eng an die Modetrends gebunden ist: Schön ist, was trendig ist. Dass der Trend zu Netzstrümpfen erst spät im Jahr propagiert wurde, ist natürlich ein gigantisches Pech für die modebewussten Frauen. Die müssen jetzt nämlich nächtens mit Netzstrümpfen vor den Clubs anstehen.

Gegen solche Tatsachen kann frau nicht viel machen, vor allem nicht in Moskau. Trendig zu sein, hat hier nämlich nicht viel mit Spiel oder Lust zu tun, sondern ist ein absolutes Muss, wenn man dazugehören will. Zu Sowjetzeiten trug man, was es zu kaufen gab. Der Aufholbedarf ist deshalb riesig, dem Trend wird ohne Rücksicht auf Verluste gefolgt. Ganz egal, ob er der Saison angepasst ist oder nicht. Ihn einfach auf nächsten Frühling zu verschieben, steht ausser Frage, denn es gibt immer Frauen, die trotzdem Netzstrümpfe anziehen, und da stünde man im Frühling da wie die alte Fasnacht! Die Nieren auftauen kann man ja am nächsten Morgen wieder.

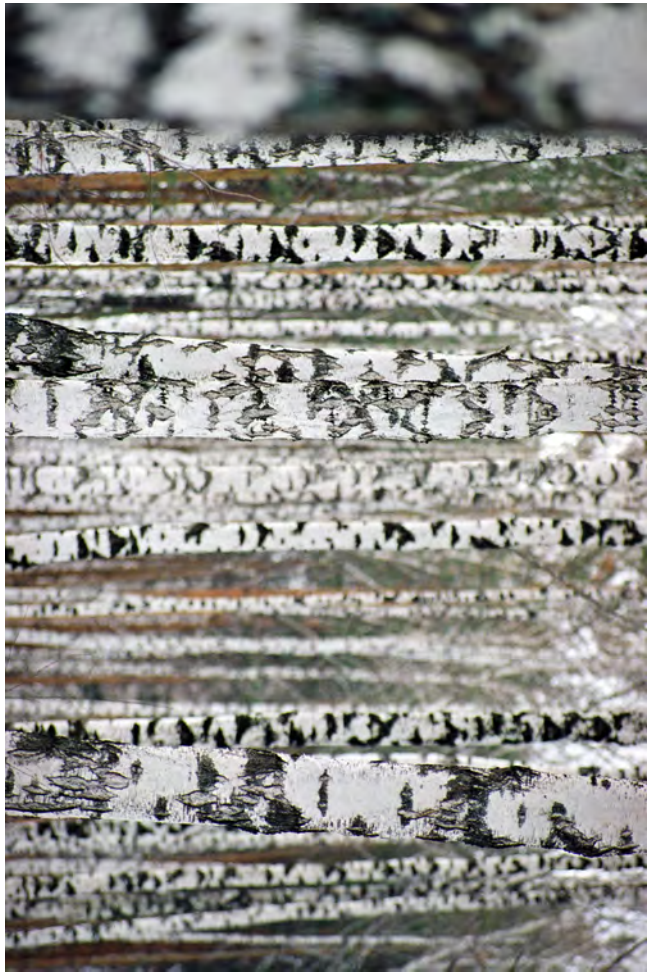
Ich mache hier mit meinem schlabberig-zotteligen uralten, aber wohlig-weich-warmen grauen Faserpelz, der mir bis fast an die Knie geht, natürlich keine Falle. Ziehe ich meine Hasenfellmütze mit den herunterklappbaren Ohrenschützen an, mache ich mich endgültig zur Deppin. Aber wenigstens friere ich nicht. Natürlich unterwerfe auch ich mich den Trends, ausser es handelt sich um bauchfreie T-Shirts, kurze Röcke, spitze Schuhe und Netzstrümpfe. Leider bin ich mit meiner Unterwerfung aber immer zu spät, weil ich Kleider nur dann trage, wenn sie mir gefallen. Ich finde Hosen mit weiten Stössen erst dann schön, wenn sie längst wieder out sind. Ich habe, das ist mir kürzlich schmerzlich bewusst geworden, das Wesentliche nicht kapiert: Trends müssen nicht gefallen.

Mit meiner Rolle als Mensch fernab jeglicher Modeströmungen habe ich mich längst abgefunden. Mal abgesehen davon, dass ich nicht alleine bin, denn viele Russinnen sind untrendig, weil sie es sich schlicht nicht leisten können, jede Saison den neusten Fummel zu kaufen. Ich habe hier auch ein paar Anhängerinnen der Warme-Schlabber-Pulli-Fraktion gefunden. Hin und wieder kommt mir dank meiner Kleidung aber doch noch eine wichtige Rolle zu: als exotisches Accessoire sozusagen, das mit Verständnis heischendem Unterton so vorgestellt wird: «Das ist Alex, sie kommt aus der Schweiz.»

Das ist kein kultiger Oldtimer, sondern das Auto eines Nachbarn. In Russland werden Autos so lange gefahren, bis sie auseinander fallen. Zur Not wird die Stossstange mit breitem Klebeband befestigt. Das ist billiger, selbst wenn man von der Polizei erwischt wird. Da kann man sich nämlich freikaufen.

Moskau (Russland), 27. Dezember 2002

6821 1MT



Ich weiss noch, wie aufgeregt ich war, als ich bei unserem Umzug nach Russland kurz nach der polnisch-weissrussischen Grenze die ersten Birken sah. Die Aufregung legte sich allerdings schnell: Die Birken sind überall.

Petrosawodsk (Russland), 24. Januar 2003

11. Febmar 2003

«Kann man denn von Käse und Schokolade reich werden?›, wollte der georgische Taxifahrer von mir wissen.»

Eben hat mich ein neugieriger georgischer Taxifahrer nach Hause gefahren. Ich war total genervt, weil ich gerade eine Stunde lang in der Bank in einer Schlange gestanden hatte. Die vielen Fragen, die er mir stellte, besserten meine Laune auch nicht grad auf: Unter anderem wollte er wissen, warum die Schweizer so reich seien. «So ein kleines Land, die Menschen sprechen vier verschiedene Sprachen, überall geht es den Berg runter, kein Meer weit und breit und nicht mal Erdöl, das man verhökern kann! Kann man von Käse und Schokolade reich werden?», wollte er wissen.

Die stellen immer Fragen! Wie man reich wird, weiss ich nicht. Wüsste ich es, wäre ich bestimmt nicht in Moskau, sondern irgendwo, wo es wärmer ist, und würde frech unter einem Sonnenschirm hervorgrinsen, statt Artikel zu schreiben.

Wie man es zu nichts bringt, ist mir aber in den letzten zweieinhalb Jahren in Moskau klar geworden. Der heutige Tag ist ein gutes Beispiel: Er fing damit an, dass ich mich guter Dinge an den Schreibtisch setzte. Am Mittag sollte ich einen Artikel abgeben. Schnell meine Mails checken, da sollten noch ein paar Zahlen drin sein, und dann fertigschreiben. Ich konnte aber – wie so ungefähr alle drei Tage einmal – keine Mails runterladen, weil ich gar nicht auf den Server kam. Auch drei Stunden später nicht. Und auch nicht, als der Mittag längst vorbei war. Es half nichts, ich musste die Hotline anrufen. Das versuche ich immer zu vermeiden, denn man hängt mindestens eine halbe Stunde in der Warteschlaufe. Wenigstens flöten sie mir nicht «Ihr Anruf ist uns wichtig» ins Ohr. Abgesehen von einem schlechten Richard-Clayderman-Verschnitt ertönt nur die Ansage: «Bitte nicht auflegen, Ihr Anruf wird beantwortet.» Wie schön!

Und dann ENDLICH kam ich dran. Ich schilderte mein Problem, ein bisschen vorlaut – schliesslich habe ich meine Erfahrungen gemacht – sagte ich: «Ihr Server streikt wohl wieder mal! Wie lange soll denn das noch dauern?» «Bei uns ist alles o. k. Wir haben keine Probleme», antwortete der Supporter. Den Spruch kenne ich auch schon auswendig. «Dann schauen Sie doch bitte trotzdem mal nach», gurrte ich ins Telefon. Bislang war es immer so, dass sie doch noch «etwas» entdeckten. Widerwillig schaute er nach: «Ihr Guthaben ist aufgebraucht.» War das peinlich! Ich hängte sofort auf und machte mich auf den Weg zur Bank, um mein Konto wieder aufzufüllen. Gratis Internetzugang gibt es hier noch nicht.

«Was denkst du so lange nach?», fragte der Taxifahrer. «Kann doch nicht so schwierig sein!» Sollte ich ihm sagen, dass man bei uns in der Bank nicht stundenlang Schlange stehen muss, um eine Rechnung zu bezahlen? Oder dass der Handwerker einen Schlauch für den Gasherd selber mitbringt, wenn er ihn ersetzen muss, und ich nicht drei Stunden verliere, weil ich zum Markt am Kiewer Bahnhof fahren muss? Kurz: dass das Leben und die Abläufe so organisiert sind, dass man Dinge etwas effizienter erledigen kann als in Russland und deshalb mehr zum Arbeiten kommt und deshalb reicher wird? Ich beschloss, mir wenigstens diese Diskussion zu sparen und sagte: «Logo, Schokolade und Käse – ein irres Geschäft!»

20. März 2003

«Lucia, unsere Putzfrau, braucht zum Abwaschen acht Liter Wasser pro Minute. Sonst wird es nicht sauber, sagt sie.»

Letzthin traf ich einen russischen Freund, der soeben ein Jahr in Deutschland gelebt hat. «Jetzt verstehe ich besser, warum ihr so seid, wie ihr seid», sagte er. «Und ich verstehe jetzt auch besser, worüber ihr euch hier wundert», meinte er. Seit Sascha aus Deutschland zurück ist, habe ich noch etwas mehr, worüber ich mich wundern kann: Er hat mir erzählt, dass er nun seinen Müll trennt. Dabei gibt es doch in Moskau gar keine Mülltrennung, es wird vor dem Haus eh alles in dieselbe Tonne geschmissen. «Ja», sagte er, «draussen schmeiss ich alles in den gleichen Container. Albern, nicht? Aber ich kann nicht mehr anders!»

Ich schon. Zweieinhalb Jahre Russland haben mich total versaut. Gebrauchte Walkman-Batterien? Wandern, ohne dass ich mit der Wimper zucke, in den Müll. So wie auch die Bananenschalen, die Weinflaschen, die vielen Zeitungen, die Kartonkisten oder die Metallbüchsen. Interessanterweise gibt es aber doch etwas, was mir bis heute sehr unangenehm ist: Ich werde nervös, wenn Wasser literweise ungebraucht den Abfluss hinunterrauscht.

Das kommt wahrscheinlich aus meiner Zeit, als ich Primarlehrerin war und mit meinen damaligen Schülern einen pädagogisch wertvollen Versuch machte: Sie mussten mit der Stoppuhr in der Hand messen, wie lange sie Zähne putzen, und dann noch schauen, wie viel Wasser pro Minute aus dem vollständig geöffneten Hahnen fliesst. Mit einem einfachen Zweisatz konnte sie dann ausrechnen, wie viel Wasser sie verschwenden, wenn sie beim Zähneputzen den Wasserhahnen nicht zudrehen.

Lucia, unsere Putzfrau, braucht acht Liter pro Minute zum Abwaschen. Dass Wasser etwas ist, das grundsätzlich nicht verschwendet werden sollte, ist den Russen noch nicht bewusst. Und weil für das Heisswasser eine feste Gebühr bezahlt werden muss, die unabhängig ist von der gebrauchten Wassermenge, tut die Verschwendung nicht einmal dem Portemonnaie weh. Ich habe Lucia gegenüber schon einige Male eine Bemerkung gemacht, aber es nützt nichts. «Sonst wird es nicht sauber», entgegnet sie. «Du hast mich angestellt, damit ich hier putze, also mache ich das so, wie ich es für richtig halte!» Jedes Mal, wenn ich Lucia zuschaue, muss ich zudem an meinen zweimonatigen Aufenthalt in Irkutsk denken. Damals war es unter minus 40 Grad, alles drohte einzufrieren, vor allem auch die Wasserleitungen. Deshalb hatte Nadjeschda, meine Schlummermutter, strikt verboten, den Heisswasserhahnen der Badewanne ganz abzudrehen. Es musste immer ein wenig Wasser fliessen, denn die Heisswasserröhre verlief in der Aussenwand des Hauses und war deshalb akut gefährdet. Wasser fast gratis, die neuen Röhren hätte Nadjeschda bezahlen müssen. 2 Monate mal 30 Tage macht 60 Tage, das mal 24 Stunden macht 1440 Stunden, das wiederum mal 60 Minuten macht 86’400 Minuten mal – sagen wir 1 Liter pro Minute, weil der Hahn nicht ganz offen war: Macht 86’400 Liter Heisswasser, die ungebraucht in die Kanalisation geflossen sind.

Da waren noch ganz viele solche Nachbarn, die das auch so machen, noch mehr solche Häuser, und kalt ist es in Irkutsk und in den vielen russischen Städten mehr als nur zwei Monate im Jahr …

21. April 2003

«Warum die Messer aus Plastik seien, frage ich. ‹Damit die Gäste sie sich nicht gegenseitig in den Rücken stecken.›»

Seit ich in Moskau lebe, wundere ich mich darüber, dass es in der Mensa bei mir um die Ecke nur weisse dünne Wegwerfplastikmesser gibt. Nach dem Essen werden die aber nicht weggeschmissen, sondern zusammen mit den verbogenen und verbeulten Alulöffeln und -gabeln mit allen möglichen Spuren dran zum Abwaschen abgegeben. Da ich ein paar gute Freunde habe, deren Lieblingssport es ist, in Flugzeugen Besteck zu klauen, dachte ich, die Gäste hätten einfach alle richtigen Messer eingesackt. Diese Erklärung stellte mich

aber nicht wirklich zufrieden. Warum sollten Besteckdiebe es ausgerechnet nur auf Messer abgesehen haben?

Kürzlich war ich wieder einmal in dieser Mensa. Jedes Mal, wenn ich ein paar Tage nicht da war, begrüssen mich die kleinen dicken Köchinnen in ihren weissen Schürzen fast etwas vorwurfsvoll: «Wo warst du denn so lange! Wir dachten schon, du hättest uns vergessen!» Und die Kassiererin lächelt neckisch: «Na, gut erholt?» Ich sage meistens nichts, denn wenn ich erkläre, ich hätte zu viel zu tun, um essen zu kommen, glaubt mir das hier sowieso niemand. Dafür fiel mir die Frage ein, warum die Messer aus Plastik seien: «Damit sich die Gäste nicht gegenseitig die Messer in den Rücken stecken und sich weh tun», sagte die Kassiererin und sah wohl mein verdutztes Gesicht. «Es ist noch nie etwas passiert», beruhigte sie mich, das sei «eine reine Vorsichtsmassnahme».

Wenn ich an einem der kleinen quadratischen Tische sitze und meine Tagessuppe löffle, erstaunt mich immer wieder, wie viele verschiedene Welten hier in Moskau nebeneinander existieren. Ein Haus weiter sind todschicke Boutiquen mit gepfefferten Preisen, hier gibt es ein Mittagessen für drei Franken. In der Mensa fühle mich in eine andere Zeit versetzt. Der Raum sah bestimmt schon zu tiefsten Sowjetzeiten so aus wie heute: ausgelatschte beige Kacheln am Boden, an den Wänden hellbraune Plastikplatten. Vergilbte Fotografien in hellblauen Rahmen mit so hübschen Sujets wie ein Moskauer Park oder zwei kleine rote Katzen, die mit ihren Pfoten in einem Goldfischglas fischen, sind die einzige Dekoration. Die Tische sind mit dunkelbraunem Holzimitat überzogen, die Stühle mit dunkelrotem Kunstleder. Dauernd wuselt eine kleine alte Frau mit einem Lappen durch den Raum und fegt die Tische.

Was mir manchmal ein bisschen zu denken gibt, ist, wie sehr ich offensichtlich das Bild von den Ausländern präge, das die Frauen haben. Zur Abwechslung empfahl mir die Chefköchin eine Suppe, deren Namen ich nicht kannte. Und auch mit der Erklärung wusste ich nichts anzufangen. Hinter mir war eine lange Schlange, also sagte ich einfach Ja. Was auf den ersten Blick wie Pilze aussah, entpuppte sich beim näheren Hinschauen als hauchdünn gescheibelte Nieren. Gar nicht mein Geschmack! Ich ass alles andere und schob die Scheiben auf dem geblümten Tellerrand zusammen. Als ich meinen Teller, wie es sich gehört, auf den Küchentresen stellte, schaute mich die Abwaschfrau mit grossen Augen an, drehte sich zu ihrer Arbeitskollegin um und sagte kopfschüttelnd: «Du, Ausländer mögen keine Nieren!»

Unterwegs in der Gräberstadt in Buchara hörten wir hinter uns plötzlich ein lustiges Geschnatter. Ein Bus voller Frauen vom Aral-See war zu Besuch. Sie baten mich, Fotos zu machen und sie ihnen dann zu schicken. Das tat ich. Ein paar Wochen später bekam ich einen kurzen Brief. «Liebe Schwester. Danke für die Fotos. Wir brauchen mehr, es hat nicht für alle gereicht. Und schick die Bilder schnell! Wir sind nicht mehr die Jüngsten!»

Buchara (Usbekistan), 2. Mai 2003

ARIA
ALFA
Savoy
Barf
LINDAMED
ДЕНТА-МЕД
Coga

In Andischan, im usbekischen Fergana-Tal, erzählten uns die Behörden stolz, dass hier jede Familie im Durchschnitt sechs Kinder habe. Kinder seien der Reichtum der Familie. Der Spaziergang über den Markt belegte aber, was uns Menschenrechtler erzählt hatten: Die allermeisten dieser Kinder sind arm. Ihre Eltern sind arbeitslos und schlagen sich als Kleinsthändler auf den Märkten durch. Das Land liegt wirtschaftlich am Boden, auch die Kinder haben keine Zukunft.

Andischan (Usbekistan), 8. Mai 2003

27. Mai 2003

«33, ledig, keine Kinder. Er machte mit der Hand eine abschätzige Bewegung und sagte nur: ‹Der Zug ist abgefahren!›»

«Peel it, cook it, fry it or leave it» ging mir durch den Kopf. Was vor uns ausgebreitet war, liess sich aber weder schälen, noch konnte man es kochen. Braten ging auch nicht. Es sein lassen war unmöglich, dazu rochen diese Salate einfach viel zu gut!

Seit einer Stunde zog ich mit meiner Freundin Feli durch den Basar der usbekischen Hauptstadt Taschkent. Wir waren

schon an Hunderten von Gemüseständen vorbeigeschlendert. Wir hatten an den Gewürzständen gestanden und an den bunten Pulvern geschnuppert. Wir hatten von einer dicken Usbekin mit Goldzähnen einen grünen Rettich geschenkt bekommen, weil sie es nicht fassen konnte, dass wir noch nie in unserem Leben einen grünen Rettich gesehen hatten. Wir hatten uns über die Vielfalt von getrockneten Aprikosen gewundert, die von alten Männern mit weissen Bärten verkauft wurden. Wir hatten allerlei Vermutungen angestellt, worum es sich bei den wie Gnocchi aussehenden weissen getrockneten Kugeln handeln könnte, die von Dutzenden von Verkäufern in 50-Kilo-Säcken feilgeboten wurden. Wir mussten fragen: «Snacks für Männer», sagte eine Verkäuferin, «schmeckt perfekt zu Bier!», und streckte uns eins hin.

Diese Salate! Sie rochen fein nach frischen Kräutern und Essig. Die Frauen hinter den bunten Haufen reichten uns kleine Plastiksäckchen, auf die sie eine Probierportion gehäuft hatten. Eingelegte Karottenstreifen an einer höllisch scharfen Sauce, dünne Glasnudeln mit Gemüsescheiben und fein gezupften Koreanderblättern, dunkelgrüner Seetang, lange Kuttelstreifen mit scharfen Karotten und roter Paprika. Und weil jede Verkäuferin wollte, dass wir bei ihr kaufen, probierten wir uns durch das Angebot und beschlossen, den russischen Ansatz zur Vermeidung von Dünnpfiff und anderen wüsten Konsequenzen zu fahren: Wir kauften uns eine Flasche Wodka zum Desinfizieren.

Auf diesen Streifzügen durch die Märkte und die Strassen auch in anderen Städten Zentralasiens haben wir viele Menschen getroffen, Fragen gestellt, aber auch selber Antworten gegeben. Mir ist endlich klar geworden, was der Usbeke beim Gemüsestand vor meinem Haus in Moskau gemeint hat, als er mich kürzlich nach meinem Alter, Zivilstand und der Anzahl Kinder fragte, ohne meinen Namen wissen zu wollen. Ich hatte ehrlich geantwortet. 33, ledig, keine Kinder. Er machte mit der Hand eine abschätzige Bewegung und sagte nur: «Der Zug ist abgefahren.»

«Wärst du Usbekin, könntest du schon Grossmutter sein», sagte mir ein junges Mädchen, das ein paar Tage später in Samarkand am Rand einer Freilichtbühne stand und auf ihren Einsatz als Tänzerin in einer Volkstanztruppe zur Unterhaltung von Touristen wartete. Sie und ihre Freundinnen lachten über mein entsetztes Gesicht. Das hatte ich mir so noch nicht überlegt. Sie fanden es lustig und merkwürdig zugleich, dass weder ich noch meine Freundin trotz unseres schon fortgeschrittenen Alters verheiratet sind. In Usbekistan beginne das heiratsfähige Alter mit 16 Jahren, erzählte sie. «Haben eure Eltern für euch nicht einen Mann gesucht?», wollte sie wissen. Weil mir nichts mehr einfiel, fragte sie weiter: «Heiratet man bei euch etwa nur aus Liebe?»

Die Geschichte ist in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion überall sichtbar. An vielen Orten fehlt das Geld, um dem Alten einen neuen Anstrich zu geben. Und selbst wenn die nötigen Mittel da sind, werden die Arbeiten oft nicht gründlich gemacht, und es dauert nicht lange, bis der Lack blättert und das Alte wieder zum Vorschein kommt. Mir gefällt das: Zusammen mit Licht und Schatten werden so auch rostige Gartentore zu Kunstwerken.

Toktogul (Kirgisien), 10. Mai 2003

Советское
шампанское
LUCKI

Man hatte uns gewarnt, in Balyktschi am kirgisischen Issyk-Kul-See sei gar nichts los. Das ist wirklich wahr! Das Einzige, was wir in diesem tristen kleinen Städtchen fanden, war dieses mit viel Liebe gemalte Plakat mit einer Flasche «Sowjetskoje Schampanskoje» (sowjetischer Champagner). Die dazugehörige Bar war angezündet worden.

Balyktschi (Kirgistan), 14. Mai 2003

12. juni 2003

«Die Russen lassen sich keinen Feiertag entgehen. Fällt einer auf einen Sonntag, wird er kurzerhand auf den Montag verlegt.»

«Am Sonntag ist Freitag!», sagt Tanja, die Kioskverkäuferin, und wischt mit der Hand energisch die Krümel vom Tresen, als ob sie damit das Thema endgültig vom Tisch haben möchte. «Ja, aber Samstag ist erst am Sonntag in einer Woche!», sagt der Stammkunde Kolja, der wie jeden Tag mit einer Bierflasche in der Hand an den Kiosk gelehnt steht. Ein zweiter Kunde, der sich gerade eine Hand voll getrocknete Tintenfischringe in den Mund schiebt, weiss es besser: «Der Samstag ist gar nicht

arbeitsfrei, deshalb muss er auch nicht nachgeholt werden, und deshalb ist der Sonntag in einer Woche ein richtiger Sonntag! Der nächste Freitag, also morgen, ist aber am nächsten Sonntag, das stimmt!» Tanja blickt finster drein. «Mir ist das alles scheissegal, der Kiosk hat immer offen, ich muss eh arbeiten!»

Heute ist in Russland Feiertag – Tag der Unabhängigkeit. Weshalb man genau frei hat, interessiert hier aber niemanden wirklich. Hauptsache, man muss nicht zur Arbeit und kann richtig schön feiern. Die Russen lassen sich keinen Feiertag entgehen: Während es in der Schweiz einfach grosses Pech ist, wenn ein Feiertag auf einen Sonntag fällt, wird der Feiertag in Russland kurzerhand auf den Montag gelegt. Praktisch ist es natürlich auch, wenn man möglichst lange frei hat. Aus diesem Grund haben die Russen eine Technik entwickelt, allfällige Feiertage und freie Tage so aneinander zu hängen, dass sie möglichst lange nicht zur Arbeit müssen. Fällt ein Feiertag zum Beispiel auf einen Donnerstag, so wird der Freitag mit dem Sonntag ausgewechselt. Das heisst also: Nach dem Donnerstag kommt der Sonntag, dann der Samstag und dann der Freitag. Wer einen Bürojob hat, der hat dann drei Tage frei und muss erst am Sonntag, weil dann ja Freitag ist, wieder arbeiten gehen. Oder auch nicht, weil am Sonntag zwar Freitag ist, aber eigentlich ist doch am Sonntag Sonntag, und die andern arbeiten dann auch nicht, sodass man es eigentlich ganz sein lassen kann.

Das ist alles ganz schön kompliziert! Und es ist lange nicht fertig mit den feierlichen Tagen! Neben Geburtstagen, an denen man nie, nie, nie vergessen sollte zu gratulieren und Blumen zu bringen, gibt es noch eine dritte Kategorie von Feiertagen: die Berufsfeiertage. Am 18. März feiert die Steuerpolizei, am 12. April sind die Kosmonauten dran, am 30. April die Feuerwehr … Wie Feiertage überhaupt dienen auch diese Tage vor allem als Vorwand für gigantische Besäufnisse, allerdings nur für die Angehörigen der jeweiligen Berufsgruppe. Der Rest muss ja arbeiten.

Vielleicht kommt zu den elf arbeitsfreien Festtagen, die Russland schon kennt, bald ein zwölfter dazu. Anfang Jahr hat der Sprecher des russischen Oberhauses vorgeschlagen, den 31. Dezember ebenfalls zum arbeitsfreien Feiertag zu erklären. Schliesslich sei Silvester, der zu Sowjetzeiten als Weihnachtsersatz diente, eines der wichtigsten Feste Russlands. «Die Frauen müssen den ganzen Tag über arbeiten und dann noch das Festessen vorbereiten!», war die Begründung. Ein bestechendes Argument, gegen das in Russland wohl niemand etwas einzuwenden hat!

«Mehr Schein als Sein», das gilt im sich schnell entwickelnden Moskau ganz oft. Ist die Fassade hässlich? Dann spannt man einfach ein riesiges Bild mit einer schicken Fassade davor. Was hier glänzt, ist allerdings echtes Gold: In den Repräsentationssälen des Kremls wurde nicht gekleckert, sondern richtig geklotzt.

Moskau (Russland), 31. Mai 2003

H_2O – Wasser. Ein Element, aber mit so vielen verschiedenen Facetten, weil sich darin das ganze Drumherum spiegelt. Hier zum Beispiel der dunkle Wald am Fuss des Höhlenklosters in der ukrainischen Hauptstadt Kiew, der blaue Nachmittagshimmel und die heranziehenden weissen Gewitterwolken.

Kiew (Ukraine), 24. Juni 2003

21. Juli 2003

«Natürlich werden Kartoffeln auch im grossen Stil angebaut. Doch die werden zur Herstellung von Selbstgebranntem gebraucht.»

Die Frau schaute höchst irritiert, und es war klar: Mit uns hatte sie nicht gerechnet. Wir hatten uns zwar übers Internet angemeldet und ihre hellblau gestrichene Datscha für ein Wochenende gemietet. Friedlich im Garten ein paar Schaschliks grillen war unser Plan und dazu an der Sonne sitzen und lesen. Sonst nichts. Olga, so hiess die Frau, war sich aber offensichtlich andere Klientel gewohnt. Sie hatte ein weisses Schürzchen an und empfing uns diensteifrig am grossen Holztor.

Ich kann verstehen, dass sie irritiert war. Was sie sah, als sie das Holztor aufsperrte, waren fünf unausgeschlafene Erwachsene und ein Baby, das wie am Spiess brüllte. Wir hatten früh aufstehen müssen, um mit dem Vorortszug 50 Kilometer aus Moskau hinauszufahren. Einer meiner Freunde war schon ewig nicht mehr beim Coiffeur gewesen und sah entsprechend aus. Der zweite schleppte einen riesigen Bierkasten heran, und der dritte hatte eine knapp 70 Zentimeter lange rosa-gelbe Wasser-Pump-Gun umhängen.

Olga liess uns trotzdem rein. Noch bevor wir die Tür zum zweistöckigen Holzhaus erreicht hatten, wollte sie wissen: «Feierwerk nuschn?», was so viel heisst wie «Brauchen Sie ein Feuerwerk?» Dieses Mal waren wir diejenigen, die irritiert schauten. «Die anderen Gäste, die ich hier empfange, wollen immer ein Feuerwerk», sagte sie erklärend.

Es gibt nichts, was Russen auf der Datscha nicht tun. Datschen, Holzhäuser mit einem Garten darum herum, sind fester Bestandteil der russischen Kultur. Am Freitagabend stauen sich die Autos stundenlang auf dem Weg ins Grüne. Es gibt eigens Hochglanzmagazine für die Datschenbesitzer, die «Datschnikis». Vor den Toren Moskaus stehen riesige Baumärkte «Alles für die Datscha». «Eine Datscha hat man entweder, weil man arm ist, dann baut man Kartoffeln an, oder weil mein reich ist, dann ruht man sich aus», weiss der russische Volksmund.

Die wenigsten vermieten ihre Datscha so wie Olga. Denn die Landhäuser sind eine gute Möglichkeit, den engen Wohnverhältnissen in der Stadt zu entkommen, wo es pro Familie im Durchschnitt nicht mehr als zwei Zimmer gibt. Die Grosseltern (besser gesagt die Grossmütter, denn wie nämlich grad zu lesen war, ist die Lebenserwartung der Männern schon wieder gesunken und beträgt nur noch 57 Jahre, diejenige der Frauen 72 Jahre …). Also, die Grossmütter werden schon im Frühling auf die Datscha verfrachtet – zum Kartoffelpflanzen und Knoblauchstecken.

Rund 27 Millionen Datschengrundstücke gibt es in ganz Russland. 90 Prozent aller Kartoffeln und 80 Prozent des Gemüses, das jährlich in Russland gegessen werde, werde in den Gärten rund um die Datschen angebaut, sagte der russische Präsident Wladimir Putin kürzlich. Natürlich werden Kartoffeln auch im grossen Stil auf Feldern angepflanzt. Doch die braucht man zur Herstellung von Selbstgebranntem. Der wiederum wird dann von den Männern im Übermass konsumiert, was dazu führt, dass ihre Lebenserwartung sinkt. Die würden besser mit der Grossmutter auf dem Bänkli sitzen und für das Geld, das sie für Wodka und Co. ausgeben, Kartoffeln vom Feld kaufen!

Lange Zeit grübelte ich darüber nach, wie es wohl kommt, dass die Pfützen in Moskau so viel schöner sind als bei uns in der Schweiz. In den Moskauer Pfützen spiegelt sich kurz nach dem Regen das ganze Leben in all seinen Facetten. An einem regnerischen Tag in Zürich wurde mir klar: In Zürich sind alle Plätze und Strassen so geteert, dass es gar keine so grossen Pfützen geben kann! Schade eigentlich!

Moskau (Russland), 2. August 2003

Die Christi-Erlöser-Kathedrale im Herzen Moskaus wurde 1883 erbaut und während der Stalin-Herrschaft 1931 zerstört, um Platz zu machen für den kommunistischen Monumentalbau, den 415 Meter hohen Palast der Sowjets. Dieser Palast wurde jedoch nie gebaut, im Fundament der abgerissenen Kirche enstand dann ein Schwimmbad. In den 1990er-Jahren wurde die Kirche bis ins letzte Detail originalgetreu wiedererrichtet. Kosten: geschätzte 500 Millionen Dollar.

Moskau (Russland), 3. September 2003

16. September 2003

«Am Stadtfest ist garantiert immer schönes Wetter. Wie das geht? Ganz einfach: Es wird schönes Wetter gemacht.»

Schicksal ist Schicksal: Die Ergebenheit, mit der die Russen ihr Schicksal tragen, ist unermesslich gross. Sich zu wehren oder etwas dagegen zu tun, kommt den Menschen hier meistens gar nicht in den Sinn. Stattdessen sitzen sie, wenn über Probleme gesprochen wird, seufzend da und starren vor sich hin, wie die drei Alkis bei uns vor dem Haus.

Meistens sitzen die drei stumm nebeneinander auf dem Mäuerchen, selten reden sie miteinander. Wenn, dann geht es immer um Probleme, und immer endet die Diskussion gleich: Wenn keiner mehr weiterweiss, schweigen sie alle erst einmal, bis einer «Schto djelat?» sagt, was etwa so viel heisst wie «Was tun?». Dann wird wieder ein bisschen geschwiegen, bis ein Zweiter wissen will: «Kto winowat?», «Wer ist schuld?». Wenn der Dritte nach einer Weile «Komu na Rusi zhit choroscho?» – «Und wer lebt in Russland gut?» – grummelt, dann fangen sie alle drei an zu lachen und finden, es sei wieder einmal Zeit für einen kräftigen Schluck Wodka.

Solche Szenen habe ich einige erlebt. Anfangs dachte ich, die sind alle wahnsinnig. Ich weiss noch, wie ich in Sibirien am Tisch einer Familie sass, wo der Onkel eben erst einen schweren Unfall gehabt hatte, die Tante, weil sie den Job verloren hatte, kein Geld für das Krankenhaus besass und an dem Abend auch noch der Kochherd den Geist aufgegeben hatte, sodass es nur kaltes Essen gab. Da fragte nach langen Diskussionen zum Thema, wie schrecklich alles sei, auch einer: «Schto djelat?» Nur wenig später, die zweite und dritte Frage waren auch gestellt, lachten sie alle. Ich sass höchst irritiert daneben, bis mir einer erklärte, dass es sich bei den drei Fragen um Buchtitel handle, die immer in dieser Reihenfolge zitiert würden. Diese Bücher, alle drei Klassiker, habe kaum einer gelesen, aber die Titel kenne jeder. «Mach dir keinen Kopf, Westler können das nicht verstehen», sagte er beruhigend. «Uns hier bleibt eben nichts anderes übrig, als über unser Schicksal zu lachen! Ganz egal, wie beschissen es ist!», sagte er. Und lachte.

Es gibt allerdings ein paar Bereiche, da ist nichts mit «Schto djelat», da wird auch nicht gelacht, sondern die Ärmel hochgekrempelt. In drei Tagen zum Beispiel ist Stadtfest. Und am Stadtfest ist garantiert immer schönes Wetter. Wie das geht? Ganz einfach: Es wird schönes Wetter gemacht. In den Nachrichten wurde dies gestern bereits angekündigt: «Damit am Wochenende, wenn Moskau seinen 856. Geburtstag feiert, schönes Wetter ist, stehen ab dem frühen Samstagmorgen zehn Flugzeuge bereit. Mit Hilfe der Flugzeuge können heranziehende Wolken schon weit vor Moskau mit Chemikalien besprüht werden. Diese Chemikalien bewirken, dass die Wolken vor der Stadt abregnen.» Das funktioniert wirklich ganz prima! Mit dieser Technik wurde schon zu Sowjetzeiten dafür gesorgt, dass die Militärparaden auf dem Roten Platz im schönsten Sonnenschein abgehalten werden konnten.

Den Leuten in den kleinen Käffern im Westen Moskaus regnet es an diesen Tagen natürlich auf den Kopf. Die sitzen dann wahrscheinlich in der Stube, zucken die Schultern und fragen sich: «Schto djelat?»

16. Oktober 2003

«Selbst Leute, die ich gut kenne, bringen mich immer wieder an den gleichen Punkt: Ich werde dieses Land nie verstehen.»

Kürzlich habe ich eine neue Kollegin kennen gelernt, sie war kurz nach Moskau gekommen, um eine Wohnung zu suchen, ab Neujahr soll sie für einen deutschen Fernsehsender als Korrespondentin aus Moskau berichten. «Du bist ja schon ewig hier», sagte sie. «Wie kommst du denn mit den Russen klar?»

Was für eine Frage! Im Grossen und Ganzen ganz gut, sagte ich. Sollte ich ihr jetzt erzählen, dass ich auch nach drei Jahren noch immer nicht verstehe, wie die ticken? Dass sie, je mehr ich über sie weiss, umso mehr zu einem Rätsel werden? Selbst Leute, die ich gut kenne, mit denen ich stundenlang über alles Mögliche diskutieren kann, bringen mich immer wieder an den Punkt, an dem ich sage: Ich werde dieses Land und seine Leute NIE verstehen.

Ein Beispiel? Heute Morgen habe ich eine lange E-Mail von einer russischen Freundin aus St. Petersburg bekommen. Sie hatte mir vor einiger Zeit erzählt, dass sie einen Studienplatz in Finnland ergattert und beim finnischen Konsulat ihre Papiere eingereicht habe, um eine Aufenthaltsbewilligung zu erhalten. «Ich habe heute meine Bewilligung bekommen. Es war total leicht! Normalerweise sind da vor dem Konsulat lange Schlangen. Heute war da niemand, kein einziger Mensch (ich bin extra einmal rundherum gelaufen, habe gesucht, niemand!). Ich war so überrascht, dass ich sogar den Wachmann fragte, was denn los sei und warum die übliche Invasion von Russen ausbleibe und ob es vielleicht heute gar gefährlich sei, das Konsulat zu betreten? Der Milizionär lachte, und ich beschloss, doch reinzugehen. Nichts ist passiert, es dauerte genau eine Minute, und ich hatte meine Aufenthaltsbewilligung. Endlich! Ich hatte gewonnen!», schrieb meine Freundin. So weit, so gut. Was dann kam, liess mich wieder einmal zweifeln:

«Doch etwas war komisch: Ich fühlte mich in dem Moment überhaupt nicht glücklich. Ich hatte das Gefühl, dass etwas fehlt. Kennst Du das? Mir fehlte das Adrenalin im Blut, dieses tolle Gefühl nach einem gewonnen Kampf. Wo waren sie, alle diese riesigen und schrecklichen Hürden, um zu einer Aufenthaltsbewilligung zu kommen? Wo waren sie, die misstrauischen Finnen, denen die Frage «Was hat diese junge Russin bei uns verloren?» ins Gesicht geschrieben steht? Wo waren die Tonnen von Formularen zum Ausfüllen? Und wo waren die Stunden, die man von einem Gedanken besessen in Schlangen verbringt: Komme ich heute noch rein, oder muss ich morgen noch einmal kommen? Ich bin masslos enttäuscht von den Finnen, die machen es einem viel zu einfach und verderben einem den Spass! Meine letzte Hoffnung ist nun, dass ich wenigstens bei der Einreise an der Grenze noch ein bisschen kämpfen kann! Weisst Du, was ich meine?»

Nicht wirklich! Ich streite ungern mit arroganten Zöllnern, ich kriege die Krise, wenn ich in der Schlange stehen muss. Ich hasse es, 10'000 Zettel auszufüllen zu müssen, und es macht mich total aggressiv, schlecht behandelt zu werden. Ich bekomme da keine Adrenalinschübe, allerhöchstens Magengeschwüre.

Meine zukünftige Kollegin jedenfalls meinte, dass man von den Russen und ihrer reichen Kultur sicher einiges dazulernen könne. Da konnte ich ihr ohne Einschränkungen zustimmen.

24. November 2003

«Ich freute mich gerade auf meinen Krimi – da rief Stefan Angehrn an: ‹Mein Freund sitzt ohne Visum im Flughafen von Moskau fest. Kannst du helfen?›»

Es ist so weit: Ich muss mich mit der Einsicht abfinden, dass es Dinge gibt, die ich in meinem Leben nie erreichen werde. Das ist aber nicht nur negativ! Man stelle sich vor, was Leute, die zum Beispiel Weltmeister werden wollen, sich alles antun müssen und was für einen Stress die haben! Da lese ich doch lieber wie Millionen von anderen Leuten einen Krimi von Agatha Christie.

So wie am letzten Freitagabend. Es war neun Uhr, ich hatte soeben mein Buch geholt und freute mich auf einen spannenden Abend. Da klingelte das Telefon. Am Apparat war der Ex-Boxprofi Stefan Angehrn. Er wusste, dass ich in Russland bin, weil seine Frau bei meinen Eltern die Lehre gemacht hat. «Ein Freund von mir, Franco Carlotto, sitzt im Flughafen von Moskau fest. Ohne Visum! Und er muss morgen an der Fitness-Weltmeisterschaft teilnehmen», sagte er mir. «Kannst du ihm helfen?»

Ohne Visum in Moskau!!! Das geht doch gar nicht! Ich bin schon mindestens 30 Mal nach Russland geflogen, und jedes Mal musste ich in Zürich beim Einchecken mein Visum zeigen. Ich bin ganz sicher, dass die Aeroflot-Drachen in Zürich nie jemanden ohne russisches Visum einsteigen lassen …

Was für eine Geschichte! Agatha Christie musste warten. Ich setzte mich in ein Taxi und fuhr zum Flughafen. Per Gegensprechanlage kann man sich dort mit dem Konsul in Verbindung setzen, dem Vertreter des russischen Aussenministeriums, der für solche Fälle zuständig ist. «Ich kann kein Visum machen, das sage ich schon die ganze Zeit. Der Fax vom Präsidenten der Fitness-Föderation reicht nicht. Wir brauchen einen Brief vom russischen Aussenministerium oder vom Sportministerium!», sagte der Konsul belehrend. Ich schaute auf die Uhr. «Um halb elf am Freitagabend?!?!?»

Der Präsident der russischen Fitness-Föderation kannte auch keinen im Ministerium, der um diese Zeit noch Briefe schreiben möchte, aber er versprach, selber noch einmal beim Konsul anzurufen. Noch mehr Briefe, noch mehr Anrufe. Auch ich meldete mich weiter regelmässig per Gegensprechanlage, um zu fragen, wie denn die Dinge stehen: «Wir werden sehen!», sagte der nur. Franco und sein Betreuer, die noch immer am Gate waren, blieben derweil gelassen, obschon sie seit halb sieben Uhr abends festsassen: «Wir warten!»

Kurz nach Mitternacht war ich gerade daran, mir zu überlegen, wie lange ich eigentlich noch am Flughafen sitzen wollte, da klingelte mein Handy. Franco war dran: «Wir sind draussen!» Ich dachte, ich hätte mich verhört, denn in der Zwischenzeit hatte ich verschiedene Bekannte angerufen, die mir alle sagten: Vergiss es, die fliegen mit der ersten Maschine zurück. Was den Konsul dazu bewogen hat, das Visum zu erteilen, werden wir wohl nie herausfinden. Der Brief vom Fitness-Verband, die vielen Anrufe des Präsidenten, meine nervigen Nachfragen? Oder doch das Foto, das Franco mit dem berühmten ukrainischen Boxprofi Vitali Klitschko, seinem Trainingspartner und Freund, zeigt? Schon in Zürich hatte dieses Foto den Aeroflot-Verantwortlichen dazu gebracht, die beiden ins Flugzeug zu lassen.

Franco Carlotto ist übrigens am Samstag Weltmeister geworden. Agatha Christie musste bis Sonntag warten.

16. Dezember 2003

«Vor neugierigen Flughafenmitarbeitern schütze ich mich wie alle anderen mein Gepäck mit Folie, so ähnlich wie bei uns Broccoli eingewickelt wird.»

Russland ist voller Rätsel. Kürzlich stand ich wieder einmal vor einem: Es war fünf Uhr morgens. Ich war eben in Perm gelandet, einer Stadt zwei Flugstunden östlich von Moskau. Am Boden lag meine graue Reisetasche, die ich eben vom Gepäckband gehoben hatte. Dabei war etwas auf den Boden gefallen und hatte metallisch gescheppert. Ich sah zunächst nichts, die altersschwache Glühbirne vermochte den Blechverschlag nur knapp zu erleuchten, und ich war noch nicht richtig bei Sinnen, obschon wir die 500 Meter vom Flugzeug zur Gepäckübergabe durch einen eisigen Schneesturm gestapft waren.

Plötzlich sah ich am Boden kleine Metallstücke herumliegen. Ein kleines Zahnrad, noch so eins und etwas weiter weg ein Haken. «Mein Schloss!», fuhr es mir durch den Kopf. Ich hatte ein solches grosses metallisches Zahlenschloss an jedem der beiden Reissverschlüsse angebracht. Ich schaute nach dem zweiten Schloss, es hing noch da, aber als ich es anfasste, fiel es ebenfalls auseinander.

«Wir haben damit nichts zu tun!», sagte die junge Flughafenangestellte, die mich beobachtet hatte, sofort. «Ihre Schlösser müssen in Moskau kaputt gegangen sein!» Ich fragte sie, wie denn zwei so massive Schlösser einfach so «kaputt gehen» können? Sie wurde richtig grob: «Das nächste Mal müssen Sie halt keine Scheissschlösser kaufen, die schon beim Anschauen auseinander fallen!»

In meinem Kopf setzte ich bereits einen Brief auf: «Lieber Herr Samsonite! Ihr superteures Scheisschloss fällt schon beim Anschauen auseinander …»

Ich beschloss, mich nicht aufzuregen. Denn ich wusste, dass mir nichts geklaut worden war. Ich brauche die Schlösser schon lange nicht mehr, sie hängen nur noch an einem Teil des Reisverschlusses, als Dekoration sozusagen. Auf Inlandflügen schütze ich mein Gepäck vor neugierigen Flughafenmitarbeitern wie alle anderen auch mit Folie, so ähnlich wie die, mit der bei uns Broccoli oder Chinakohl eingewickelt wird. Für 80 Rubel, rund 4 Franken, wickeln Angestellte eines Gepäckeinpackdienstes am Flughafen so viel Folie darum herum, dass man nachher ein Sackmesser und fünf Minuten Zeit braucht, um alles wieder wegzupopeln.

Folie ist viel besser als Schlösser. Denn die neugierigen Flughafenangestellten schaffen es sowieso, jedes Schloss aufzumachen. So habe ich im Gegensatz zu Freunden, denen Bestechungsgeschenke wie Whiskyflaschen und Parfums, aber auch Klamotten abhanden gekommen sind, bisher noch keine Verluste zu verzeichnen.

Der Verlust meiner Schlösser war nicht weiter tragisch, aber ich konnte einfach keine Antwort auf meine Frage finden: Warum haben die meine Schlösser aus der Plastikumhüllung herausgeklaubt und kaputt gemacht? An den Teilen war genau zu sehen, dass jede Menge Gewalt angewendet worden war. Der Taxifahrer, der mich in die Stadt fuhr, schüttelte den Kopf: «Das ist doch wirklich einfach! Entweder waren das die Arbeiter in der Gepäckabfertigung, die sich an dir rächen, weil sie wegen des Plastiks dein Gepäck nicht mehr so einfach aufmachen können. Oder es war die Plastikfolien-Mafia selbst. Damit du nie vergisst, deine Sachen einwickeln zu lassen!»

18. Februar 2004

«Das Ticketkaufprinzip ist ganz einfach und funktioniert in Sibirien genauso wie in Zentralasien.»

Der junge Rekrut sah mich mitleidig an: «Sie glauben ja selber nicht daran, dass das gut geht!», sagte er und hielt unentschlossen die 100-Rubel-Note in der Hand, die ich ihm eben zugesteckt hatte. Wir standen beide dicht gedrängt bei der hintersten Tür eines voll gepackten Moskauer Trolleybusses. Feierabend, es gab kein Durchkommen zur Busfahrerin, bei der man für 10 Rubel, 40 Rappen, Tickets kaufen kann.

Die 100 Rubel sollte der junge Soldat deshalb nach vorne reichen, damit dann derjenige, der am nächsten bei der Fahrerin steht, für mich ein Ticket für kauft. Dieses Ticketkaufprinzip ist ganz einfach und funktioniert in Sibirien genauso wie in Zentralasien: Statt sich an allen vorbeizudrängeln, haut man einfach demjenigen, der vor einem steht, auf die Schulter, reicht ihm zehn Rubel und sagt «Bitte». Der nimmt das Geld schweigend an sich, tippt demjenigen, der vor ihm steht, auf die Schulter und sagt wieder nur «Bitte». Das geht so lange, bis das Geld vorne bei der Fahrerin angekommen ist. Die reisst seelenruhig einen Talon ab, während sie gekonnt ihren klapprigen Bus an einem mitten auf der Strasse parkierten Mercedes vorbeimanövriert. Der Talon wandert dann nach dem gleichen Prinzip wieder nach hinten.

Die Moskauer Busse sind tagsüber nur selten wirklich voll, sodass man ungefähr erahnen kann, wo das Geld gerade ist. Im Stossverkehr zwischen fünf und acht Uhr abends allerdings ist das unmöglich. Die Passagiere standen dicht gedrängt um mich herum. Der junge Soldat wedelte deshalb noch immer mit dem Schein vor meiner Nase herum: «Mädchen, Sie sind Ausländerin und wissen nicht, wie das Leben bei uns ist», sagte er. «Ich rate Ihnen dringend davon ab, die 100 Rubel loszuschicken, es ist zu viel los hier. Irgendjemand wird das Wechselgeld einsacken!», meinte er. «Haben Sie keine 10-Rubel-Note?» Hätte ich eine gehabt, hätte ich sie auf die Reise geschickt. «Dann fahren Sie doch schwarz. Um diese Zeit gibt es keine Kontrollen – zu voll!», meinte der Soldat.

Ich aber wollte wissen, was passiert. Und ausserdem sind 100 Rubel knapp 4 Franken, den Verlust konnte ich also tragen. «Ich will es trotzdem versuchen!», sagte ich und nickte ihm aufmunternd zu. Er zuckte nur mit den Schultern, haute einem anderen Passagier auf die Schulter, reichte den Schein und sagte: «Eins, bitte!»

Der Bus schaukelte weiter durch den Feierabendverkehr und kam nur langsam vorwärts. Der junge Soldat, eine alte Oma und zwei Arbeiter standen um mich herum, sie schauten mich verstohlen an, es war klar, dass auch sie gespannt waren, ob das Geld zurückkommt. Nach etwa zehn Minuten sah ich endlich das Ticket kommen. Der Soldat nahm es, schaute mich triumphierend an und hielt es mir unter die Nase. Er holte Luft und wollte etwas sagen. Doch da tippte ihm der hinter ihm stehende Mann noch einmal auf die Schulter und sagte: «Junger Mann. Nehmen Sie auch noch das Wechselgeld!»

Für eine Sekunde machte er einen enttäuschten Eindruck. Doch dann leuchteten seine Augen auf. «Mädchen!», sagte er zu mir: «Da sehen Sie mal, was wir Russen doch für ehrliche Leute sind!»

26. Februar 2004

«Im Strassenverkehr müssen Schilder aufgestellt werden, auf denen steht: ‹Fussgänger sind auch Menschen›.»

Es ist nicht lange her, da fuhr ich wieder einmal Auto in der Schweiz. Das Radio schön laut eingestellt, flog die Landschaft an mir vorbei. Doch schon nach wenigen Kilometern wurde mir klar: Autofahren in der Schweiz ist nichts mehr für mich. Nicht weil ich das Autofahren verlernt hätte. Aber ich wohne seit vier Jahren in einem Land, wo sich die Fahrweise doch erheblich von der schweizerischen unterscheidet und wo im Strassenverkehr Schilder aufgestellt werden müssten, auf denen steht: «Fussgänger sind auch Menschen».

Regel Nummer 1 im russischen Verkehr: Autofahren ist ein ständiger Kampf. Man kann sich mal vorstellen, was passiert, wenn jeder diese Regel für sich anwendet. Das schönste Beispiel findet man am Flughafen in Moskau. Dort stehen bei der Ausfahrt sieben Häuschen, wo man einen Zettel abgeben muss, den man bei der Einfahrt aus einem Automaten herausgepopelt hat. Ein Mitarbeiter im Häuschen rechnet dann die Zeit aus. Auf einer Leuchttafel erscheint der Betrag, den man zu zahlen hat.

Die ersten 15 Minuten Parkzeit sind gratis. Deshalb fahren viele Leute gar nicht erst auf das Flughafenareal, sondern warten, um Geld zu sparen, bis die Angehörigen sich per Handy melden, und fahren erst dann hinein. Logisch, dass dann jeder so schnell wie möglich wieder raus will. Kompliziert wird die Sache deshalb, weil sich die Strasse vor der Ausfahrt verengt. Würden sich die Fahrer im Reissverschlusssystem einordnen, kämen alle innerhalb von 15 Minuten raus. Weil aber jeder den andern mit Verachtung bestraft und nur auf seinen eigenen Vorteil – sprich: noch einen Millimeter mehr – bedacht ist, geht meistens ausser den Hupen gar nichts mehr. Das ist dann jeweils der Moment, in dem ich mir denke: «Herzlich willkommen in Russland!»

Es geht noch idiotischer: Bei mir um die Ecke gibt es ein Café, in welchem die Reichen mit den Schönen Kuchenstückchen essen gehen. Die fahren immer im Auto vor. Das Quartier aber ist alt, die Strassen eng. Und weil mittlerweile in Moskau so viele Leute ein Auto haben, ist alles zugeparkt. Zwei Autos kommen nur dann aneinander vorbei, wenn einer dem anderen Platz macht.

Und das ist ein Ding der Unmöglichkeit. Denn es gibt Regel 2: Je schicker das Auto, desto mehr Rechte hat der, der drin sitzt. Wenn sich also bei mir im Quartier auf der Strasse ein Schiguli und ein Mercedes kreuzen, ist völlig klar, wer zurücksetzt und eine Lücke sucht. Dümmer ist, wenn zwei Mercedes sich treffen. Einer der Quartierpolizisten hat mir mal erzählt, dass zwei Mercedes-Fahrer einmal eine ganze geschlagene Stunde lang mit verschränkten Armen dagesessen hätten – keiner wollte nachgeben.

Die russische Art zu fahren färbt ab. Das wurde mir kürzlich auf der Autobahn zwischen St. Gallen und Zürich klar, als wieder einmal alle auf der Überholspur schlichen und ich mir dachte, man könnte doch einfach auf dem Pannenstreifen überholen, ganz nach der russischen Autofahrer-Regel 3, die besagt, dass Verkehrsregeln allerhöchstens wie Empfehlungen gehandhabt werden.

Aber keine Angst! Ich sass nicht am Steuer. In der Schweiz bin ich nur als Mitfahrerin oder im Zug unterwegs. Bin ja nicht wahnsinnig!

20. April 2004

«Oxana schnitt, aber es fühlte sich anders an als sonst. Mir drohte das Herz stillzustehen.»

«Hallo! Ich bin Oxana!», strahlte mich die junge Coiffeuse an. «Wir zaubern dir eine wunderbare Frisur auf den Kopf!», kündigte sie an und setzte mich auf einen Stuhl. Mir wurde etwas mulmig zumute. Wunderbare Frisuren sind genau das, was mich die letzten vier Jahre in Russland davon abgehalten hat, zu einer russischen Coiffeuse zu gehen: Die immer schön geföhnten Frisuren sehen nämlich so aus, als ob die Trägerin gerade eine Stunde im Bad verbracht hätte. Diese Zeit verbringe ich, wenn ich die Wahl habe, lieber mit anderen schönen Dingen.

Aber es musste sein, ich war schon seit Monaten nicht mehr in der Schweiz und deshalb nicht mehr beim Coiffeur gewesen. Was ich auf dem Kopf herumtrug, war eine Zumutung. «Was wünschen wir uns denn?», fragte Oxana freundlich. Wir! Diese typisch russische Art, Fragen zu stellen, finde ich wirklich sehr lustig. Auch wenn man hier ein Flugticket kauft, es heisst immer: «Und wohin reisen wir?» Ich muss mich dann zusammennehmen, dass ich die Reisebüroangestellte nicht frage: «Ach, Sie kommen mit nach Zürich?»

«Was wollen wir heute mit unseren Haaren machen?», fragte Oxana noch einmal. Ich verkniff mir eine blöde Antwort und sagte ihr, was ich wollte. Sie nickte, doch gleich verengten sich ihre Augen, und sie begann an meinen Haaren zu zupfen. «Du hast ja graue Haare!», rief sie völlig entsetzt. «Die müssen wir sofort färben!» Ich lachte nur und sagte, dass graue Haare doch nicht so schlimm seien.

«Bei uns in Russland schon», antwortete Oxana. «Oder hast Du etwa schon mal eine Russin mit grauen Haaren gesehen?», fragte sie und gab die Antwort gleich selbst. «Keine Frau, die etwas auf sich hält, rennt mit grauen Haaren rum. Nie!» Ich liess vor meinem geistigen Auge meine älteren Bekannten Revue passieren. Tatsächlich: Keine einzige hat graue Haare.

Ich schaute in den Spiegel. Dass ich graue Haare habe, weiss ich auch, aber erstens sind es gar nicht so viele, zweitens habe ich die schon ewig. «Färben wir die Haare?», fragte Oxana und kramte einen Farbbogen hervor. «Das nächste Mal!», vertröstete ich sie. Erst wollte ich sicher sein, dass sie mir eine anständige Frisur verpasst. Oxana zuckte mit den Schultern und bat mich, meine Brille abzulegen, damit sie besser schneiden könne. Kurzsichtig, wie ich bin, kann ich so nicht einmal ein Heftli anschauen, und deshalb hing ich einfach meinen Gedanken nach.

Oxana schnitt, aber es fühlte sich anders an als sonst. Ich griff nach der Brille und sah, wie sie einzeln weisse Haare hervorpopelte und dicht über der Kopfhaut abschnitt. Mir drohte das Herz still zu stehen. Meine grauen Haare sind etwa so störrisch wie Kuhzaundraht und stehen kerzengerade ab, wenn sie nicht mindestens zehn Zentimeter lang sind. «Hör sofort auf!», sagte ich zu Oxana. Wenn die nachwachsen, sehe ich aus wie ein Igel! Das sieht dann erst recht richtig scheisse aus!» Oxana sah mich ganz verwundert an. «Das ist doch kein Problem, die kann ich prima nachschneiden. Du kommst doch von jetzt an sicher einmal die Woche zum Frisieren!»

21. Mai 2004

«Sonne in Simferopol?!? Ich ging noch einmal zum Flughafenbeamten. ‹Nebel in Simferopol›, beschied dieser.»

«Bitte einsteigen!» Ein kleiner dicker Mann in Uniform stand am Ausgang zum Flugfeld. «Simferopol! Bitte halten Sie Ihren Boarding-Pass bereit!» Meine Mitreisenden standen ächzend von den Wartebänken im Moskauer Flughafen Scheremetjewo 1 auf und stellten sich in die Schlange. Es war halb elf Uhr morgens, ich hatte mir an der kleinen Bar gerade noch einen Kaffee bestellt. Auf der Schwarzmeer-Halbinsel Krim feierte an dem Tag Ludmilla, die Russischlehrerin von meinem Freund, ihren Fünfzigsten. Wir beide wollten als Überraschung in ihre Party spazieren. Seit Wochen hatten wir mit Katja, Ludmillas Tochter, E-Mails ausgetauscht. Katja sollte uns am Flughafen abholen und zu Ludmilla nach Hause fahren.

Ich verbrannte mir die Zunge beim Versuch, den Kaffee schnell hinunterzustürzen, um einen Platz vorne in der Schlange zu ergattern. Das wäre gar nicht nötig gewesen, denn nur eine Minute nach seiner ersten Ankündigung rief der kleine dicke Uniformierte: «Der Abflug nach Simferopol ist verschoben!» Ein Murren ging durch die Gruppe, alle trotteten zurück an ihre Plätze und setzten sich wieder hin. Wir bestellten noch einen Kaffee.

Nach einer halben Stunde wurde ich richtig ungeduldig. Ich wollte wissen, wie lange wir noch warten müssten. Der kleine dicke Flughafenangestellte zuckte mit den Schultern. «Nebel in Simferopol. Das kann dauern», sagte er schroff. Ich trottete zurück an unseren Tisch. Schade, wir würden wegen des blöden Nebels einen Teil der Party verpassen. Wir beschlossen, dass wir Katja in Simferopol vorwarnen sollten, damit sie nicht zu früh zum Flughafen losfuhr. Nur: Katja hat in ihrer Wohnung kein Telefon. Ludmilla wollten wir nicht selber anrufen, weil sie sonst etwas wittern könnte. Also baten wir einen guten Freund von uns, der Ludmilla auch kannte, bei ihr anzurufen, nach Katja zu fragen und ihr zu sagen, dass wir uns leider ziemlich verspäten würden.

Es vergingen keine zehn Minuten, da rief unser Freund zurück. «Katja ist einkaufen gefahren, Ludmilla will mit ihren Gästen gleich in den Park, Schaschlik braten, die Sonne scheint in Simferopol, und es ist herrlich warm», berichtete er.

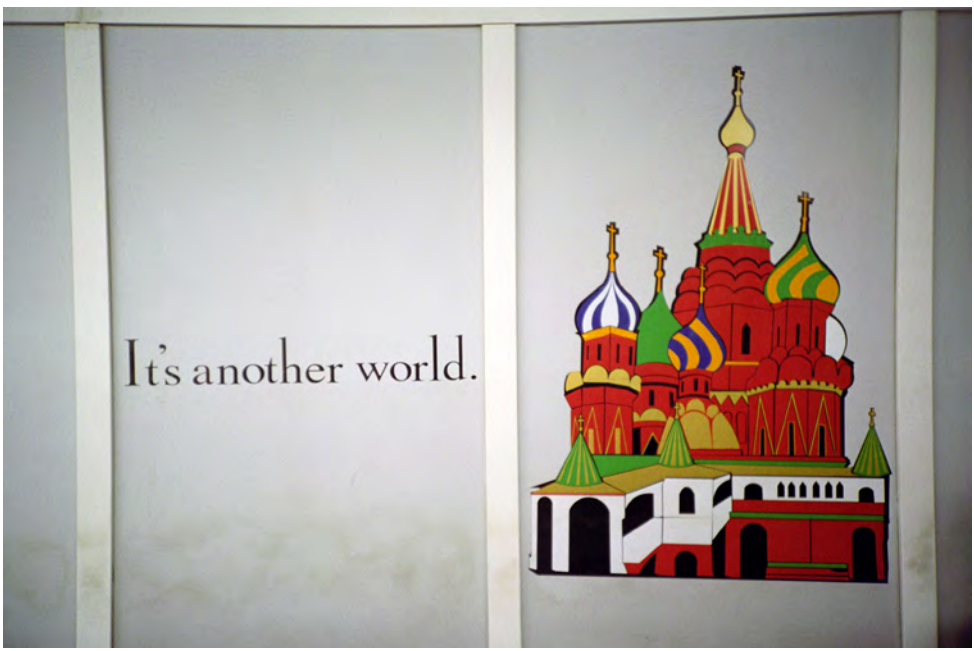
Sonne in Simferopol?!? Ich ging noch einmal zum Beamten. «Immer noch Nebel in Simferopol», beschied er. Ich erzählte ihm vom Anruf. Er wurde unfreundlich. «Ich weiss auch nur das, was man mir sagt!», schnauzte er mich an. Ich trottete zurück zu meinem Platz. Nach eineinhalb Stunden konnten wir dann endlich losfliegen.

Als wir nach weiteren zwei Stunden in Simferopol gelandet waren, stand Katja da und winkte. «Hab ich lange gewartet!», rief sie uns entgegen. «Dabei habe ich extra, bevor ich zu Hause abgefahren bin, am Flughafen angerufen. Da hiess es noch, der Flug sei pünktlich. Als ich hier ankam, erfuhr ich dann, dass euer Flug verspätet ist – wegen Nebel in Moskau!»

Ich lachte los. So viel Dreistigkeit hatte ich noch selten erlebt – alles nur faule Ausreden! Noch im Anflug auf das sonnige Simferopol hatte ich nämlich eine der Stewardessen gefragt, wo denn der berüchtigte Nebel hingekommen sei. Sie verdrehte nur die Augen. «Da war nirgends Nebel, höchstens im Kopf der Piloten. Die haben nämlich verschlafen!»

Die omnipräsenten Zwiebeltürme machen schnell klar, welche Religion in Russland und den im europäischen Teil der ehemaligen Sowjetunion gelegenen Ländern vorherrscht: die Orthodoxie.

Odessa (Ukraine), 12. Juni 2004


It's another world.

Dort, wo ich oft am Moskauer Flughafen Scheremetjewo auf das Boarding des Fluges SU 265 nach Zürich wartete, klebte diese Dekoration an den dünnen Pappwänden. It's another world – und wie! Hatte ich eine gute Phase, fand ich dieses Anderssein exotisch, interessant. Und manchmal hat es auch einfach nur genervt. Die Schmutzspuren am unteren Bildrand stammen übrigens von den Köpfen der Wartenden (nicht mehr auf dem Bild zu sehen ist eine Stuhlreihe).

Moskau (Russland), 27. Juni 2004

25. Juni 2004

«‹Alles hinsetzen!›, befahl die Kellnerin. Offensichtlich hatte ich bei den drei älteren Damen Muttergefühle geweckt.»

«Auf Sie habe ich gewartet, Fräulein!», sagte die dicke Zugbegleiterin und stellte sich mir in den Weg. Ihre Stimme bebte vor Wut. «Wo ist der Boyfriend geblieben?» Die ältere Frau steckte in einer viel zu engen dunkelblauen Uniform. Was wollte sie von mir? Ich war alleine unterwegs und in den Speisewagen gekommen, weil ich mir noch ein paar belegte Brötchen und ein Bier kaufen wollte. Wir waren eben in der ukrainischen Hauptstadt Kiew abgefahren, bis zum Ziel, der Stadt Lwiw in der Westukraine, dauerte es noch knapp 15 Stunden.

Neben der Schaffnerin standen die Köchin und die Kellnerin des Speisewagens. Beide in weissen Schürzen. Noch waren keine anderen Gäste da, aber aus der Zug-Küche roch es schon lecker, durch die offene Tür konnte man grosse zerbeulte Pfannen sehen, die auf einem Kohleherd standen. Die gestärkten Servietten lagen auf Tellern mit Goldrand. Daneben standen Wodka-Gläser. Die Rüschenvorhänge wippten langsam im Rhythmus des Zuges.

«Sieht er denn gut aus, mein Boyfriend?», versuchte ich es mit einem Scherzchen und fügte hinzu: «Sie müssen mich wohl verwechselt haben.» Sie schaute mich lange an und sagte, die Wut in ihrer Stimme knapp unter Kontrolle: «Sieht so aus! Ist wohl noch eine Ausländerin im Zug!» Und sie begann vom Pärchen aus dem Westen zu erzählen, das ihr zehn Dollar versprochen hatte, wenn sie ihnen ein anderes Abteil organisiert. Im Viererabteil, für das die beiden Tickets gekauft hatten, sassen zwei Russen, die unbedingt ein Saufgelage veranstalten wollten. Das behagte den Ausländern nicht.

Es stellte allerdings kein Problem dar, das Abteil zu wechseln, der Zug war fast leer. Die Schaffnerin sagte den beiden, sie sollen sich doch einfach ein Abteil aussuchen. «Das haben sie dann gemacht, aber sie haben auch den Wagon gewechselt», erzählt sie mit finsterer Miene. «Sie sind in den zwölften gegangen, ich bin aber nur für den elften zuständig. Das Geld hat ihnen dann mein Kollege abgeknöpft.»

Zehn Dollar sind für Leute mit solchen Jobs viel Geld, die Köchin erzählte mir später, sie verdiene im Monat umgerechnet 70 Dollar. Ob ich ihr das Geld geben könne, fragte ich. Die Schaffnerin schüttelte energisch den Kopf, nein, das wollte sie nicht. Da schaltete sich die Kellnerin ein. «Alle hinsetzen!», befahl sie. Ich wollte eigentlich zurück in mein Abteil, dort lagen meine Kameratasche und mein Gepäck. Doch ich hatte bei den drei älteren Damen offensichtlich Muttergefühle geweckt, musste erst Tee trinken und erzählen, was ich denn so ganz alleine in diesem Zug machen würde und wie es denn sein könne, dass mein Boyfriend mich einfach so ziehen lasse.

Nach einer halben Stunde hatte ich dann doch meine Butterbrote in der Hand und die Bierflasche unter dem Arm. Ich wollte bezahlen: «Auf gar keinen Fall», wehrte die Schaffnerin ab. «Du bist mein Gast!» Ich schüttelte den Kopf. «Das geht doch nicht! Eben erst sind Sie um ihre zehn Dollar gebracht worden. Und jetzt wollen Sie mich auch noch einladen …», sagte ich. Sie sah mich grinsend an. «Doch das geht!», sagte sie: «Du willst doch nicht, dass ich noch wütender werde!»

29. Juli 2004

«Ich werde euch Westler nie verstehen›, sagte Alla. ‹Das passt ja gut›, sagte ich, ‹wir Westler verstehen euch Russen auch nicht›.»

Eben habe ich meine Briefe aus Moskau durchgelesen. Ich bin dabei fast ein bisschen wehmütig geworden: Das hier wird nämlich nach fast vier Jahren mein letzter Brief aus Moskau für die «Annabelle»!

Was habe ich in der Zeit alles erlebt! Die zwei Monate in Sibirien, in denen ich Russisch lernte. Meine sibirische Schlummermutter Nadjeschda, die mir labberig weich gekochte Leberstücke in Rahmsauce auf Spaghetti zum Frühstück kochte … Mir wird jetzt noch schlecht, wenn ich nur

daran denke. Oder die Geschichte mit dem Sauerkrautverkäufer, der mir versprach, dass ich einen grösseren Busen bekommen würde, wenn ich sein Kraut esse (es hat nicht genützt …). Oder der Taxifahrer, der mir einen so übel riechenden Fisch schenkte, dass ich mich bei der Pressekonferenz, zu der er mich fuhr, in die hinterste Ecke setzen musste.

Indem ich mithin absurde Geschichten erzählte, versuchte ich vor allem auch für mich selber, Erklärungen zu finden, warum Russen so ticken, wie sie ticken. Ich muss allerdings von Anfang daran gezweifelt haben, mein Ziel zu erreichen, denn schon der Titel meines allerersten Briefes lautete: «Russland verstehen? Niemals!»

Ich habe in den letzten vier Jahren nicht nur viel erlebt, ich habe auch wahnsinnigviel gelernt. Ich weiss jetzt zum Beispiel, warum meine Vermieterin Swetlana eine Kiste voller kaputter Glühbirnen im Schrank unter dem Abwaschbecken in der Küche aufbewahrt hat (das kommt noch aus der Sowjetzeit, als man die kaputten Birnen zur Arbeit mitnahm und sie dort gegen eine funktionierende Birne austauschte). Ich verstehe nun auch, warum die Verkäuferinnen hier oft so unfreundlich sind (Zitat Verkäuferin: «Wenn du so wenig verdienen würdest wie ich, wärst du auch unfreundlich.»). Ich muss mich heute auch nicht mehr darüber wundern, warum es in den Mensen nur Plastikmesser gibt (die kann man sich weniger gut in den Rücken stecken).

Es gibt aber noch immer viel mehr Dinge, die ich nicht verstehe. Wieso sind die Menschen hier so unglaublich ruppig, wenn man sie nicht kennt, und schenken einem, sobald man sie persönlich kennen gelernt hat, das letzte Hemd? Warum pampen sie jeden Frühling einfach Farbe über den Rost an den Geländern und Zäunen, statt den Rost erst wegzumachen und dafür den Zaun nur jedes fünfte Jahr neu zu streichen?

Den Titel meines ersten Briefes könnte man also auch als Titel meines letzten Briefes setzen. Mit einem grossen Unterschied. Als ich meinen ersten Brief schrieb, hatte ich noch den Anspruch, Russland verstehen zu wollen. Diesen Anspruch habe ich mittlerweile nicht mehr. Ich werde die Russen nicht begreifen. Das ist aber auch nicht notwendig. Wie ich das meine, kann ich an einer kleinen Begebenheit erzählen, die sich kürzlich in meiner Küche abgespielt hat. Ich trank mit Alla, meiner Russischlehrerin, Tee, und wir redeten einmal mehr darüber, warum Westler freiwillig in Russland leben. «Ich glaube, ich werde euch Westler nie verstehen!», sagte Alla und schüttelte ihren Kopf. Ich schmunzelte und sagte: «Das passt ja gut, wir Westler verstehen euch Russen nämlich auch nicht!» Wir sahen uns an, prusteten los und lachten so lange, bis uns alles wehtat.

Die Solowjetskie-Inseln sind eine schrecklich-schöne Welt: einerseits ein Naturparadies, andererseits der Ort, an dem der Gulag erfunden worden ist Die Bewohner finden heute noch Menschenknochen beim Kartoffelpflanzen. Rund 50'000 Häftlinge sollen während der Stalin-Repressionen für immer auf der 20 mal 20 Kilometer grossen Klosterinsel im Weissen Meer geblieben sein.

Solowki (Russland), 4. August 2004

Dieses Ölfeld am Stadtrand von Baku, der Hauptstadt von Aserbaidschan am Kaspischen Meer, war Auslöser für den ersten Ölboom der Welt. Die Bohrtürme sind schon lange stillgelegt und rosten vor sich hin. Noch immer fliesst Öl aus, das ganze Gelände ist mit Ölseen überzogen. Die lokale Bevölkerung entsorgt hier ihren Müll, in den zerfallenen Baracken hausen Flüchtlinge.

Baku (Aserbaidschan), 21. März 2005

Was ist Russland? Einen guten Eindruck gewinnt man, indem man mit dem Zug einmal quer hindurchfährt, im wahrsten Sinne des Wortes er-fährt. Dieser Zug, «Rossija» – Russland – trägt die Nummer 1. Ganze 176 Stunden dauert die 9298 Kilometer weite Reise von der Hauptstadt Moskau nach Wladiwostok. Nur das erste Fünftel der Verbindung führt durch Europa, der Rest durch Asien.

Sibirien (Russland), 26. Juni 2005

РОССИЯ
020
14803
РОССИЯ
МОСКВА-ВЛАДИВОСТОК

Grosses Meer nennen die Bewohner der Insel Olchon im sibirischen Baikal-See den östlich der Insel gelegenen Teil des Sees. Von Menschenhand (bislang) praktisch unberührt, ist der See das grösste Süsswasserreservoir der Erde. Die Bewohner trinken das Wasser direkt aus dem See. Schwimmen sieht man sie nur selten: Auch im Juli steigt die Temperatur selten über acht Grad.

Baikalsee (Russland), 5. Juli 2005

Eine Gemeinschaftsproduktion der Bürogemeinschaft motorenstrasse:

Texte/Fotos: Alexandra Stark, www.alexandrastark.ch
Idee/Gestaltung: Felicitas Högger, formerei, www.formerei.ch
Lektorat/Korrektorat: Sonja Brunschwiler, TEXTARBEIT, www.textarbeit.ch

Motorenstrasse 20, 8005 Zürich

Diese Briefe wurden – leicht redigiert – zwischen Anfang 2001 und Ende 2004
als Kolumnen in der «Annabelle» publiziert.

©Juni 2008 Alexandra Stark